

Kolumne Stadtentwicklung

Gewinner und Verlierer

Stadtentwicklung als Verteilungsprozeß

Es ist gut zehn Jahre her, daß der Arbeitskreis für lokale Politikforschung mit einer einfachen und traditionsreichen Frage Bewegung in die Stadtforschung gebracht hat: Wie ist die Vorteils- und Lastenverteilung des Stadtentwicklungsprozesses, wer gewinnt und wer verliert? Eindeutige Beispiele finden sich zu Hauf: Wenn die Bundesbahn eine Schnellbahnstrecke von Hannover nach Würzburg baut und in offener Trasse durch das Stadtgebiet von Kassel führt, dann sacken die Gebäude und Grundstückswerte rechts und links der Trasse drastisch ab, um den neuen Fernbahnhof herum werden sie eine heftige Aufwärtsbewegung erfahren und die 'kleinen Leute', ob Geschäftsinhaber, Handwerker oder Bewohner werden weichen müssen. Wenn in München der kleinbürgerliche Stadtteil Haidhausen saniert wird, wenn Fußgängerzonen entstehen und die 'Löwenbräu-City' als attraktives Wohn-Kultur- und Einkaufszentrum fertiggestellt ist, ließe sich die Rechnung von Gewinn und Verlust und ihre soziale Verteilung exakt aufmachen. Es gibt eine Reihe plausibler Argumente und auch einige empirische Untersuchungen, die die Verteilungswirksamkeit der Stadtentwicklung nachweisen und zudem in eine eindeutige Richtung weisen. In den letzten zwei Jahren haben die unteren sozialen Schichten durch die Stadtentwicklung in der Regel verloren, die mittleren Schichten gewonnen. Für Sanierungsfolgen liegen aus Berlin zwei empirische Studien als Nachweis vor. Wie eine Bugwelle schiebt die Sanierung die unteren Klassen vor sich her und im Stadtraum herum. Auch statistische Ziffern lassen die Verteilungsstruktur erahnen, so wenn in den zentrumsnahen Wohngebieten Münchens Ein-Personen Haushalte der Altersstufe bis 30 Jahre überwiegen.

Unmittelbar plausibel ist die Verteilungswirkung auch bei einigen rechtlichen Regeln. Als zahlreiche Oberbürgermeister in einer Nacht- und Nebelaktion die Regierung Schmidt davon überzeugen konnten, den § 7b des Einkommenssteuergesetzes auf den Altbau auszudehnen, war es ihr Interesse, private Mittel für den baulichen Erhalt gründerzeitlicher Quartiere zu mobilisieren und den Mittelstand in den Städten zu halten. Die Verknappung des preiswerten Wohnraums und die Verdrängung einkommensnormaler Schichten ist der 'technische' Preis. Andere rechtliche Regelungen sind schwieriger einzuschätzen. Das Wohnraumkündigungsschutzgesetz war politisch zumindest auch als ein Schutzgesetz gemeint. Aber auch ohne die am Ende von SPD/FDP angeregten und

durch die CDU/FDP-Regierung durchgeführten Erleichterungen bei den Mietpreiserhöhungsverlangen, hatte dieses Gesetz die objektive Wirkung, die durchschnittlichen Mieten anzuheben. In Mannheim, einer Stadt die schon gleich zu Beginn und dann fortlaufend empirisch ermittelte Mietpreisspiegel erstellt hat, stieg die Miete vor Gültigkeit des Gesetzes für die Standardwohnung (Bad und ZH) in fünf Jahren um insgesamt 8%, in den dann folgenden 5 Jahren um 36%. Selbst bei dieser gesetzlichen Regelung lassen sich also Verteilungswirkungen zu Ungunsten derer feststellen, die auf billigen Wohnraum angewiesen sind.

Begreift man Stadtentwicklung und damit auch Planung und Politik als Verteilungsprozeß, so ist es nicht damit getan, sich auf die finanziellen Aspekte zu beschränken. Der Stadtraum bestimmt die Qualität des Alltags. Belastungen durch Lärm und Immissionen, Entlastung durch wohnungsnahe Freiräume, sozial entwicklungsfähige Quartiere lassen sich nicht sinnvoll als monetäre Verteilung ausdrücken. Eine Arbeit über die soziale Verteilung stadtökologischer Faktoren ist meines Wissens noch nicht geschrieben, aber sie wäre schreibbar. Die Investitionen der Stadt für Straßenausbauten und Einrichtungen von gesamtstädtischem Interesse (wie Müllverbrennungsanlagen oder Klärwerke) häufen sich zumindest in Kassel eindeutig in Quartieren, die von unteren sozialen Klassen bewohnt werden. Arbeiten über die Verteilung von Unfällen mit Fußgängern und Fälle von Pseudokrupp bei Kleinkindern im Stadtraum von Kassel sind zur Zeit noch nicht abgeschlossen, aber systematische Verteilungen zeichnen sich ab.

Gewinn und Verlust durch Stadtentwicklung kann man nicht nur bei den direkten Wirkungen, nicht nur bei der einzelnen (baulichen) Maßnahme selber festmachen; ein Geflecht von indirekten, meist nicht geplanten und nicht gewußten Verteilungseffekten überzieht den Stadtraum. Wenn die Bundesregierung in den letzten Wochen ihren Rückzug aus dem sozialen Mietwohnungsbau beschlossen hat und zugleich die Eigentumsförderung verstärkt, so wird dabei nicht nur die bekannte Umverteilung nach oben ein Stück weiter ausgebaut. Eine Untersuchung der Umzüge, die durch den Bau von Eigentumsmaßnahmen ausgelöst wird im Vergleich zu solchen, die vom sozialen Mietwohnungsbau ausgehen, zeigt deutliche Unterschiede. Bei den Umzügen, die von Eigentumsmaßnahmen ausgehen, sind Arbeiterhaushalte signifikant weniger beteiligt. Darüber hinaus sind die Umzüge keineswegs

bei allen Haushalten mit Verbesserungen der Wohnqualität verbunden. Je nach Kriterium (Fläche, Ausstattung, Freiraum) verschlechtern sich bei den innerstädtischen Wanderungen zwischen 10% und 40% der Haushalte.

Die Analyse der Verteilungsprozesse, der Nachweis der Produktion sozialer Ungleichheit durch Stadtentwicklung verlangt umfassende Bestandsaufnahmen, die Berücksichtigung monetärer und qualitativer, direkter und indirekter Effekte. Sie ist arbeitsaufwendig und kostspielig. Ich behaupte dennoch, daß sich die theoretische und empirische Arbeit an dieser These lohnt. Sie ist in der Lage, Stadtentwicklung und Stadtentwicklungsplanung ihrer scheinbaren Funktions- und Sachlogik zu entkleiden und damit im Rahmen gesellschaftlicher Entwicklung diskutierbar zu machen. Die Diskussion um einzelne bauliche Maßnahmen bleibt dimensions- und wirkungslos, wenn die Einordnung in die Verteilungslogik nicht vorgenommen wird. Die politische Diskussion wird thematisch reduziert und modisch kurzlebig; wer redet heute - drei Jahre danach - noch von neuer Wohnungsnot? Wird der wichtigen Debatte um die Stadtkölogie die gleiche zyklische Kurzlebigkeit erspart bleiben?

Der Ertrag der skizzierten Sichtwei-

se ist dabei nicht nur die Wiedergewinnung der politisch-moralischen Frage nach sozialer Ungleichheit und Gerechtigkeit, sondern auch und vor allem die Einordnung der Stadtentwicklung in den geschichtlichen Entwicklungsprozeß. Die Veränderung und Zurichtung der Stadt für bestimmte soziale Klassen ist ja wesentlich nicht auf die Geschäftsinteressen der Bauunternehmer zurückzuführen. Sie ist Ausdruck der technischen und sozialen Innovation in Produktion und Konsumption. Dabei entstehen neue soziale Klassen, alte verlieren an Bedeutung; damit werden neue Ansprüche an die Nutzung des städtischen Raumes gestellt. So wie die Entwicklung des Fabriksystems die Arbeiterklasse und die Arbeiterstadt hervorgebracht hat, so produziert die wachsende Bedeutung von Wissenschaft, Koordination und Information neue Stadträume. Die gesellschaftliche Modernisierung bedingt einen ständigen, meist latenten und individualisierten, manchmal auch politischen Kampf sozialer Klassen um ihnen günstige Lebensverhältnisse in der Stadt; die Veränderung rechtlicher Regelungen, kleiner und großer Investitionsentscheidungen, die Veränderung der architektonischen Form ordnet sich diesem Prozeß zu.

Detlev Ipsen

Vermischtes

Bundesweiter Fußgängerschutzverein gegründet

Am 23. Februar 1985 wurde in Berlin der Fußgängerschutzverein gegründet. Zu den Vorstandsmitgliedern wurden Volker Kipke (Berlin), Klaus Schlabbach (Darmstadt) und Manfred Bernard (Offenbach) gewählt. Die Eintragung in das Vereinsregister wurde in die Wege geleitet. Abgekürzt wird sich der Verein dann „Fuß e.V.“ nennen. Die Geschäfts- und Anlaufstelle befindet sich bei der Fußgängerinitiative Berlin, Cheruskerstr. 10, 1000 Berlin 62 (Schöneberg). Der Verein wird von verschiedenen Bürgerinitiativen, Verkehrsfachleuten und aktiven Einzelpersonen aus dem Bundesgebiet und Berlin, die sich für die Interessen der Fußgänger seit längerem einsetzen, getragen. Ähnlich den Fahrradinitiativen und Grünen Radlern sollen durch bundesweite Aktivitäten die Probleme des ZuFußGehenden ins Bewußtsein der Öffentlichkeit gebracht werden. Der Verein arbeitet bereits an Veränderungen der Straßenbauvorschriften sowie an der Straßenverkehrsordnung (STVO).

„Ziele des Vereins sind die Förderung der Verkehrssicherheit der Fußgänger, die allgemeine und gemeinnützige Interessenvertretung der nichtmotorisierten Verkehrsteilnehmer, die Wahrnehmung der Belange von Benutzern der öffentlichen Verkehrsmittel (ÖPNV und Bahn) sowie der Einsatz für eine humanere Verkehrsgestaltung und

eine fußgängerorientierte Verkehrserziehung.“ (Auszug aus der Satzung)

Angesichts einer jahrzehntelangen Förderung des Autoverkehrs fordert der Verein eine angemessene Berücksichtigung in der Stadt- und Verkehrsplanung. Immerhin werden 30-40 % aller Wege zu Fuß zurückgelegt. Da die bisherige Verkehrssicherheitspolitik keine entscheidende Senkung der Unfallzahlen zur Folge hatte, sind grundsätzliche Maßnahmen notwendig, wie:

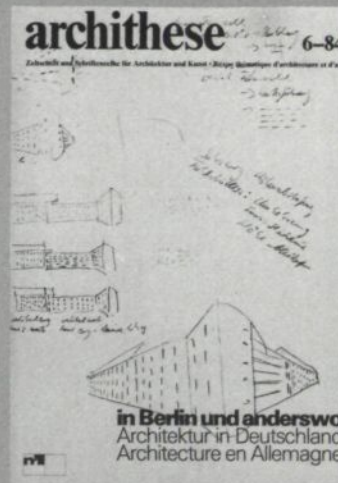
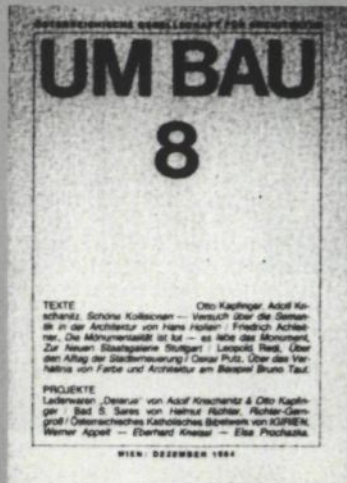
- Vorrang für nicht motorisierte Verkehrsteilnehmer, denn eine lange auto-orientierte Verkehrs- und Stadtpolitik hat Ungleichheit geschaffen, die nur durch eine einseitige Förderung wieder rückgängig gemacht werden kann.
- Tempo 30 auf allen Stadtstraßen, denn überhöhte Geschwindigkeit ist die Unfallursache Nr. 1.
- Ampeln müssen wieder der Sicherheit der Fußgänger dienen und nicht ausschließlich dem Fluß des Autoverkehrs.
- Radwege gehören auf die Fahrbahnen, um den immer knapper werdenden Raum der Fußgänger nicht weiter einzuschränken. Der Bürgersteig ist nicht nur Verkehrs-, sondern auch Aufenthalts- und damit Lebensraum für den Fußgänger.

UM BAU 8, Dezember 1984

„UM BAU ist eine Architekturzeitschrift aus Wien ... UM BAU ist das Gespräch der Architektur“, verspricht der Klappentext. Die Zeitschrift der Österreichischen Gesellschaft für Architektur im DIN A5-Format erscheint mindestens zweimal im Jahr. Der erste UM BAU wurde im Dezember 1979 herausgegeben. UM BAU versteht sich als „Projekt“ der kritischen Reflexion und Diskussion der Architektur. Dem Leser tritt die Zeitschrift zweigeteilt gegenüber: Kritische Beiträge zur Architektur und zum Stadtbau und „nackte“ Publikation von Projekten und Realisierungen“ (Steiner). Wie üblich werde ich mich bei meiner Vorstellung vorrangig auf den ersten Teil beschränken.

Der „zentrale Beitrag“ im UM BAU 8 ist die „Bruno-Taut-Analyse von Oskar Putz („Über das Verhältnis von Farbe und Architektur am Beispiel Bruno Taut“, 37 ff); sie war Anlaß, „weder Kosten noch (Klebe-) Arbeit zu scheuen, um auch den UM BAU seiner schwarz-weißen Exklusivität zu entreißen“ (Steiner, 4). Tauts Konzeption der Farbgebung der Architektur stand ganz in der Tradition der Polychromie in der Architektur, die sich zumindest seit Gottfried Semper's Schriften zu diesem Thema nicht auf „die geschmacklerische Abtönung der Fassadengliederung oder das Hervorheben dekorativer Details“ (Putz) reduzierte; im Gegensatz zum traditionalistischen Bauen wurde die Farbe von „fortschrittlichen Architekten“ als Eigenwert behandelt und im Zusammenhang mit der Bauidee verwendet. Für Taut war die Farbe ein Mittel, nicht nur um die Baukunst, in der seit Winkelmann das allgemeine Geschmacksbekenntnis zur „Farblosigkeit als Prinzip“ herrschte, zu erneuern, sondern vielmehr um „Befreiung und Emanzipation“ zu symbolisieren. In seinen Siedlungen und in den Fassadenerneuerungen in Magdeburg (das „farbige Magdeburg“) realisierte er ein „einheitlich klar durchdachtes Farbkonzept“, das er „aus der architektonischen Konzeption und der sozialen Dimension“ (soziale Mischung und „Individualisierung“) entwickelte. Daß diese Konzeption zu seiner Zeit nicht unumstritten war, äußerte sich in den Reaktionen der Bewohner und in öffentlichen Konflikten. Entscheidend waren für Taut aber nicht nur die Symbolik und die emotionale Bedeutung der Farben; die Farbgebung hatte für ihn auch eine erzieherische Funktion („Geschmacksbildung im ‚Volke‘). Dem Architekten dachte er dabei im Sinne seines „sehr ‚eigenwillig‘ entwickelten Begriffs“ vom Sozialismus „die Rolle eines ‚geistigen Führers‘, eines Führers in eine schönere, lichtvollere Zukunft zu“. In diesem „Geiste“ entwarf er Vorbilder, wie sich der „Übergang vom überladenen ‚Sammelurium‘ des bürgerlichen Geschmacks zu einer neuen Ordnung“ vollziehen sollte und demonstrierte das „neue Wollen“ exemplarisch an seinem Haus. „Tauts Vorstellung von einer farbigen Architektur und seine dazu entwickelte Grammatik verweisen“ – so resümiert Putz – „auf eine umfassende Sichtweise, die immer wieder auf drei Elemente zurückgreift: Lebenskultur, Ästhetik und Funktion. ... Seine Ausnah-

Zeitschriftenschau



mestellung in Sachen Farbe beruht demnach sowohl auf der Kontinuität als auch auf der beständig weiterentwickelten Verwendung dieser in der Architektur“.

In meiner persönlichen Hierarchie folgend steht Redls Beschäftigung mit der Alltäglichkeit der Wiener Stadterneuerung („Über den Alltag der Stadterneuerung“, 27 ff), eine Relativierung der „publizierten Harmonie“ des „suggerierten ‚Wiener‘“ (Seiner, 4). Redl beschreibt die Praxis und den Weg der Stadterneuerung in Wien seit dem Weltkrieg. Sein Hauptaugenmerk gilt der aktuellen Stadterneuerung. Der „aktuelle Diskurs“ vermittele „eine Dichotomie: die Sparte selbstständig und ungelenkt/die Sparte komplexer Steuerung und Strukturverbesserung“, die sich in der Praxis einander durchdringen und zusammen „das Gewebe Stadterneuerung“ bilden. In der Praxis sei im „Wiener Weg“ eine explizit auf die kompensatorische Förderung strukturschwacher Gebiete und sozialbenachteiligter Gruppen ausgerichtete Stadterneuerungspolitik ... nicht vorgetragen“ worden. Dazu habe sich das 1974 eingeführte Stadterneuerungsgesetz „in seiner Steuerungsfunktion“ als ineffektiv erwiesen. „Die primär über Rentabilitätskalküle regulierte Erneuerung“ sei nach wie vor „die bestimmende Realität im innerstädtischen Gefüge“. Diese Grundeinschätzung, die den auch bei uns verbreiteten „Mythos“ der Wiener Stadterneuerung relativiert – auf die Füße stellt, konkretisiert Redl an den „bisher über administrative Koordination vollzogenen Erneuerungsvorgängen“ und den sozialen und sozialräumlichen Folgen vor allem für die sozialbenachteiligten Bevölkerungsschichten. „Stadterneuerung“ – so Redl – übernehme „mit der bestimmenden Wirkung zur Auflösung des Rückständigen und Abweichenden zivilisatorische Aufgaben. Während die Stadterweiterung die Peripherie bearbeite (...), wirk(e) diese im Innern des Stadtraumes: Die ‚Lücken‘ im Netz der Stadt werden geschlossen“. Dieser Beitrag scheint mir gerade aus West-Berliner Sicht bedeutsam hinsichtlich der hiesigen

Stadterneuerungsprobleme und im Vergleich zu Wien weitaus ungünstigeren Ausgangsposition und Zukunftsperspektive für eine behutsame Stadterneuerung.

In den beiden übrigen Beiträgen stellt sich „das Museum“ zur Diskussion. Formal- und inhaltsanalytisch werden zwei durchaus vergleichbare Projekte vorgestellt, die in der Fachöffentlichkeit heiß diskutiert wurden: Holleins Abteiberg in Mönchengladbach und Stirlings Staatsgalerie in Stuttgart. Unter dem „Vorzeichen“, daß sich das Werk Holleins bisher einer „adäquaten Analyse erfolgreich entzogen“ habe, nähern sich Kapfinger und Krischanitz („Schöne Kollisionen“, 5 ff) dem Abteiberg in Mönchengladbach auf zwei Ebenen, der formal und inhaltlich deskriptiven und der formal und inhaltlich analytischen. Als Ergebnis ihrer Bemühungen halten sie fest, daß die „bildnerische Dialektik“ Holleins („Kollision von Gegensätzen“) keinen über ihre Wirkung, die auf den selben Prinzipien beruhe wie die der Produktwerbung der Konsumgüterindustrie, „hinausgehenden Reflexionsprozeß“ anbiete. Die augenscheinlichen Widersprüche und Mehrdeutigkeiten würden „nur die Nerven der Kulinarik“ reizen und seien „eine auf Geschmackskontrasten subtil aufgebaute Speisekarte der Abwechslung und auch der Verwirrung“. Holleins Architektur sei nur „eine Architektur der luxuriösen Kollisionen und der vergoldeten Verletzungen“ und eine „kulinarische Häresie wider den puritanischen Rationalismus“. Dem ist – so meine ich – nichts hinzuzufügen; vielleicht eines noch: Meiner Meinung nach neigt der „Seiltanz zwischen großer Kunst und Edelkitsch“ (Kapfinger/Krischanitz) tendentiell zum letzteren.

Wie Hollein so gehe es auch Stirling „um die Okkupation von Formen durch einen besonderen, semantisch betonten Gebrauch“, schreibt Achleitner („Die Monumentalität ist tot – es lebe das Monument“, 17 ff); der Unterschied in Stirlings „didaktischer Architektur“ läge „in der Wahl der Formen“, vorrangig der „Gemeinplätze der neueren Architekturgeschichte“. Das

Prinzip des Hinweises auf Geschichte gelte durchgängig für die Neue Staatsgalerie. Achleitner verteidigt Stirling vor dem Vorwurf des Historismus oder Eklektizismus. Dem „Moralist“ Stirling gehe es um die „Demaskierung des Echten“, um die „Ehrlichkeit des Scheins“. Jede Geste (sei) bewußt gespielt, die Wirkung kalkuliert und das Pathos setze die Desillusion des Rezipienten voraus. Diese Architektur kenne „keine Schwelle zwischen Vergangenheit und Gegenwart“, alles sei „präsent, gegenwärtig“. Erstaunlich an Achleitners Betrachtungen ist die durchgängige apologetische Haltung gegenüber dieser „Architektur eines Augenmenschen“ (Achleitner); erstaunlich auch die Sicherheit in der Beurteilung dieses Werkes. Sicherlich teile ich nicht die Kritik der sogenannten Moderne, längst zum Gemeinplatz verschlissenen und ihres sozialen Anspruchs beraubt, doch verschließe ich nicht meine Augen vor dem, was uns Stirling als Menue angerichtet hat, und vor allem nicht meinen Kopf vor der Dialektik dieser Architektur. Im Grunde scheint mir die Kritik von Kapfinger/Krischanitz an Holleins Architektur in modifizierter Form auch für die Stirlingsche zu gelten. Auch sie antizipiert nur eine „ironische“ Reflexion über den „Ernst“ des Sinnlichen (so sinngemäß Achleitner), keinesfalls aber Aufklärung oder kritische Befragung über sich selbst; auch sie scheint nur als architektonisches Genußmittel konzipiert (siehe Achleitner). Ob dadurch die historischen „Gemeinplätze“ der Architektur „endgültig in die Rumpelkammer der Geschichte“ befördert werden – wie Achleitner unterstellt –, wage ich zu bezweifeln. Entscheidender scheint mir jedoch die Gratwanderung zu sein, auf der sich Stirlings Architektur bewegt: Ist es bei Hollein die Gratwanderung zwischen hoher Kunst und Edelkitsch, so ist es hier eine zwischen „Ehrlichkeit des Scheins“ und falschem Sein, zwischen „Unvoreingenommenheit“ (wie es heute heißt) und Vorurteil, zwischen Ironie und tödlichem Ernst. Gerade die Ambivalenz der verwendeten historischen Formen, Formkombinationen und der über sie vermittelten Bedeutungsinhalte birgt meines Erachtens besonders bei der Rezeption – im Zusammenhang mit der sozialräumlichen Funktion des Gebäudes und unter dem Aspekt der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation gesehen – die Gefahr des Umkippens, des geballten Zurückschlagens.

Insgesamt bedeutete die Lektüre dieser Zeitschrift für mich einen Gewinn, sowohl was die Informationen als auch die kritischen Analysen betreffen. Ich möchte aber bemerken, daß dieser UM BAU eine bessere Produktion verdient hätte; beim zweiten Lesen sind mir seine Einzelteile entgegengefallen.

Erich Konter

archithese 6-84

Im Rahmen der Themenstellung von archithese 6-84 „... in Berlin und anderswo“ breitet Werner in seinen „Bemerkungen zur jüngeren deutschen Architektur“ („... vielleicht zu ernst, zu deutsch“, 3 ff) einen Fächer der heterogenen jüngeren deutschen Architektur aus.

Der weitgehende Ausschluß und die Unterrepräsentanz der „deutschen Nachwuchsarchitekten“ bei den beiden großen Inszenierungsveranstaltungen neuerer Architektur, der Eröffnung des Deutschen Architekturmuseums in Frankfurt und dem „Bilanzierungsversuch“ der IBA in Berlin im vergangenen Jahr motivierten ihn zur Darstellung und zu einem „Klassifizierungs“-Versuch der jüngeren deutschen Architektur. „Erste wichtige Orientierungshilfen“ für seinen eingestandenermaßen schwierigen Versuch, Ordnung in die Vielfalt der jungen Architekturszene zu bringen, seien die „nationalen Autoritäten“ der Nachkriegszeit, die „zu regelrechten Vaterfiguren für diese oder jene Architekturauffassung“ geworden wären (z.B. Böhm, Behnisch, Mohl, Ungers und Kleihues). Zusammenfassend bemerkt Werner, daß die neuere deutsche Architektur „relativ arm an extremen Äußerungen“ sei. Bedenklich findet er „die tiefe, weltanschauliche Kluft“ zwischen den dominanteren Auffassungen, „die durch das ideologische Auseinanderdriften der IBA-Teile ‚Stadterneuerung‘ und ‚Stadtneubau‘ ... eher vertieft als überwunden“ werde. Die vorhandenen Denksätze und Handlungsweisen böten doch „gerade der neueren Architektur ein beachtliches Fundament für Strategien einer gegenwartsbezogenen, sozialeren Architektur, die selbst pluralistischen Auffassungen genug Raum geben könnte - ...“. Läßt Werner den geneigten Leser über seine „Klassifikations“-Kriterien weitgehend im Dunkeln, so kommt in dieser Argumentation die Schwäche seiner gesamten Ausführungen zum Vorschein, das Fehlen einer eindeutigen, kritischen Distanz. (Im Gegensatz dazu der erfrischende Beitrag von Sybille Maus über die „sogenannte junge deutsche Kunst“: „Ich in Deutschland-West“, 47 ff.) Ich meine, die erwähnten Denksätze, soweit sie differenziert in der Wernerschen Deskription überhaupt erkennbar werden, sind zu gegensätzlich, z.T. in sich zu widersprüchlich, so daß sie kaum untereinander kompatibel sind - das ist auch gut so! Gerade die gegenwärtigen Verhältnisse fordern einen eindeutigen theoretisch-analytischen, sozialen und politischen Standort, der jeweils einerseits zur Ablehnung bestimmter Architekturauffassungen führen muß, andererseits aber auch eine Kumulation vereinbarer Auffassungen und Denksätze ermöglichen kann.

Die folgende Vorstellung geplanter und ausgeführter Projekte wirkt wie eine selektiv ausgewählte Illustration der Wernerschen „Bemerkungen“. Natürlich dürfen bei einer solchen Veranstaltung die „Väter“ nicht fehlen; das Haus Mohl in Karlsruhe und das Kleihues'sche Atelierhaus in Berlin. Inwiefern das Mohlsche Werkbundhaus ein „Beitrag zu den Stadtplanungsproblemen an einem bestimmten Ort“ sein kann (so der Anspruch des Baden-Württembergischen Werkbundes) und inwieweit das Atelierhaus von Kleihues die „Besonderheit des Ortes“ respektiert, sich an ihm „orientiert“ und der „Qualität des ausgeprägten erlebnisspezifischen Ortes gerecht werden kann“ (Klei-

hues), möchte ich den Lesern und Kennern der örtlichen Situationen überlassen. Der „Orts“-Begriff, der an den reduktionistischen Norberg-Schulz'schen „genius loci“ erinnert (vgl. meine Rezensionen in 78 und 79 ARCH⁺), prägt alle Beschreibungen jener Projekte, die nach Werner grob dem „aufgeklärten deutschen Neo-Rationalismus“ zuzurechnen sind. Eine Textanalyse, das Aufzeigen der inneren Widersprüche der Entwürfe und zwischen Anspruch und Entwurf und eine ganz persönliche Einschätzung der Ästhetik und der vermittelten Bedeutungsgehalte muß ich mir leider an dieser Stelle verkneifen; dies würde den Rahmen dieser Rezension bei weitem übersteigen.

Wohlthuend heben sich davon die Beschreibung und Erläuterung des „Internationalen Begegnungszentrums“ (Steidle/Geiger/Lux) in Berlin-Wilmersdorf ab. Steidle beschreibt den Versuch, ein zusammenhängendes Baukonzept für die unterschiedlichen Aufgabenbereiche des Projekts zu entwickeln. Dieser Versuch der Integration von bau- und stadtstrukturellen, differenzierten funktionalen, sozialräumlichen und ökologischen Dimensionen deutet an, daß - da stimme ich Werner zu - „abseits postmoderner Attitüden“ so eine „mögliche Form einer eigenständigen deutschen Gegenwartsarchitektur aussehen könnte“ (Werner). Es verwundert darum auch nicht, daß Steidle dem „neuen ... Formenrepertoire der Architektur ... in Deutschland und anderswo“ ablehnend gegenübersteht („Das ‚Prinzip Hoffnung‘ in der Erneuerung der Stadt“, 32). Für ihn sind „die Bedingungen für eine neue urbane Ordnung und einen neuen architektonischen Ausdruck wenig hoffnungsvoll“. Auf der Grundlage seiner Erfahrungen mit beiden IBA-Teilen scheint sich für ihn nur in der „IBA-Alt“, dem gemeinschaftlichen Versuch eines Teams, „auf die Probleme des Ortes und der Zeit in ihrer vollen Komplexität architektonische Antworten und Konzepte zu finden“, in ihren „neuen, ihren experimentellen, manchmal real-utopischen Komponenten“ das „Prinzip Hoffnung“ in der Erneuerung der Stadt ansatzweise zu verkörpern.

Von Hoffnungen spricht auch der gegenwärtige Berliner Oberstadtrekonstrukteur und -verbesserer Kleihues in seinem Statement zur IBA („Die Rekonstruktion der zerstörten Stadt“, 41 ff.). Kleihues meint aber etwas qualitativ anderes, nämlich die „den Städten (!) innewohnende Kraft und Hoffnung ...“, sich stets zu erneuern, ohne die Spuren der Geschichte zu verleugnen. Er möchte durch „Rekonstruktion“ und „Verbesserung“ der „zerstörten Stadt“ an „die Gesetzmäßigkeiten und die konstituierenden Elemente der Stadt“, den baulich-räumlichen Aufbau, den Stadtgrundriß und das „Bild der Stadt“, erinnern. Soziale und sozialräumliche Aspekte des Stadtbaus, die im Kleihues'schen Legitimationsversuch natürlich nicht fehlen, dämmern nur als Marginalien in seinem Konzept dahin. Wie dieses „Geschichtsbewußtsein“ strukturiert ist, erhellt der kritische Bericht von Helfenstein („Beim Zeitgeist zum Aperitif“, 62 ff.) über die Ausstellung

„Das Abenteuer der Ideen“, die sich Kleihues zum Berichtsjahr der IBA von Lampugnani in der Berliner Neuen Galerie hat inszenieren lassen.

Demgegenüber gibt sich Hämers Statement zum „IBA-Alt“-Konzept sehr zurückhaltend („Rénovation urbaine: pour des relations plus sensibles avec la ville“, 45 ff.). Kurze Erwähnung finden die Ursachen und Bedingungsgründe der Herausbildung des Konzepts der „rénovation urbaine discrète“, die 1983 im Berliner Abgeordnetenhaus verabschiedeten 12 Grundsätze der behutsamen Stadterneuerung, die Konflikte und Rückschläge der letzten Jahre, die Ergebnisse zum Berichtsjahr und das Programm bis 1987. Zum Schluß seiner Ausführungen berichtet Hämer, daß ein merklicher Übergang zu verspüren sei von einer hoffnungslosen Situation, von der Resignation und Ablehnung der Bewohner hin zu ein bißchen Hoffnung und einer wachsenden Identifikation. „La rechte qui en découlerait serait en effet catastrophique“ (Hämer).

Die Statements der beiden IBA-Direktoren stehen im Zusammenhang mit Lore Ditzens Deskription der Ursachen und Bedingungen der Entwicklungslinie zur IBA von ihren Vorläufern bis zu den jüngsten Widersprüchen, Schwierigkeiten und Konflikten im IBA-Alltag („Lernprozesse“, 33 ff.). Für sie verheißt „die Zukunft ... kaum Erleichterung“ - da ist ihr wohl zuzustimmen. An die Politik stellt sie die Forderung, „das ‚neue Verständnis von Stadtbau‘ glaubwürdig zu stützen“. Inwieweit diese Forderung Gehör findet und wie stark der „wirtschaftliche Druck“ und die politischen Anspruchsformulierungen und Legitimationsversuche der nun bestätigten bürgerlichen Koalition in Berlin-West vor allem die „IBA-Alt“ negativ treffen werden, wird die Zukunft zeigen - die Weichen sind gestellt.

Casabella Nr. 507; Nov. 1984

Vornehmlich um zwei Architekten und um zwei Städte geht es in dieser Ausgabe: James Stirling, Carlo Aymonino, New York und London.

Vorgestellt wird das jüngste Projekt von James Stirling für eine öffentliche Bibliothek in Latina in Italien. Wieder einmal beschränkt sich Stirling nicht bloß auf den Entwurf eines Gebäudes (in diesem Fall ein langgestreckter, rechteckiger Baukörper mit zwei großen, zylindrischen Rotunden als den Zentralräumen der Bibliothek), sondern er sucht die Auseinandersetzung mit dem Kontext: Der ehemalige Bau-block wird in einen öffentlichen Park verwandelt, der die vorhandenen Bauten als Gartenpavillons aufnimmt und den Neubau als einen die Grünanlage dominierenden „Palazzo“ mit vorgelagerter Loggia präsentiert.

Seit über zehn Jahren ist Carlo Aymonino in Pesaro tätig; zunächst in der Altstadt (Entwicklungsplan für das historische Stadtzentrum, Neubau von Wohnungen), später am Stadtrand (Projekt für den „Campus Scolastico“). Nach Fertigstellung des zweiten Bauabschnittes, dem Berufsschulzentrum, widmet Casabella dem Campus einen ausführlichen Bericht. Das jüngste



Werk ist ein Schulbau ganz in Aymonino'scher Tradition (z. B. des naturwissenschaftlichen Gymnasiums gleich nebenan): Grundrisse und Ansichten, die auf dem „Modul“ des Quadrates basieren, Erschließungsverläufe wie Arkaden, Galerien, Rampen, Treppen, die den Baukörper strukturieren und „endlose“ Reihen gleichartiger Fensteröffnungen. Zur Vervollständigung (und erhofften urbanen Belebung) des Campus fehlt jetzt nur noch der dritte Bauabschnitt, das sog. „Centro Civico“ mit Bibliothek, Versammlungsräumen u. a. Gleichsam als Anhang zu der Dokumentation über Pesaro wird noch der Entwurf von Aymonino u. a. für das neue Krankenhaus in Venedig-Mestre vorgestellt.

In New York wird wieder gebaut: Wolkenkratzer, Wohnkomplexe, kommerzielle Einrichtungen. Casabella beschäftigt sich mit diesem neuen Bauboom, der durch private Investoren, „Developers“, vorangetrieben wird und den ökonomischen Mechanismen, die dahinter stecken anhand von vier Fallbeispielen: dem Uferbereich der Battery Park City, dem brachliegenden Eisenbahngelände Lincoln West, dem innerstädtischen Bereich des Union Square und dem Zentrum des Nachtlebens, Times Square.

Der Bericht über das Boundary Street Estate in der vergangenen Nummer von Casabella wird in dieser Ausgabe mit einem Beitrag über das Millbank Estate, einem zweiten innerstädtischen Sanierungsprojekt des London County Council aus den Jahren 1899 bis 1902, fortgesetzt.

Michael Peterek

TRANSPARENT 7 bis 12 - 84

Der Erscheinungstermin der Doppelhefte - der Manuskripte für Architektur, Theorie, Umraum, Kunst - verzögerte sich, auch wenn der Sachverhalt eines „Ein-Mann-Betriebes“ nicht mehr zutrifft. Aber auch Umstellungen, Organisationsveränderungen benötigen eine Anlaufzeit. Als Schwerpunkte der drei Hefte können genannt werden: Planen und Bauen in der sogenannten Dritten-Welt mit Beispielen aus Nepal und Neu-Guinea; Architektur-Objekte und Projekte aus Österreich; Kunst, anspruchsvolle Dekoration und Spielaktion; Freiraumnutzung. Kurzbeiträge, Buchbesprechungen, Arbeitsdokumentationen in Kurzform (HfG Linz) unterstreichen das breite Spektrum, das diese Zeitschrift als Anregung zur Auseinandersetzung immer wieder anbietet.

Die Beispiele der Architektur von Michael Szyzkowitz und Karla Kowalski zeigen gut durchgearbeitete Bauformen von erstaunlicher Plastizität. Schon in ersten Skizzen wird Raumqualität deutlich, die sich in Modellen und ausgeführten Bauten bestätigt. Innen- und Außenräume mit Qualität, adäquater Umraum für Leben.

Textile Objekt von Walter Gschwandtner, die zum Teil wie statische Vor- oder Nachbildungen dessen anmuten, was Hermann Nitsch in einem dreitägigen Orgien- und Mysterienspektakel veranstaltete. Ob die Aktionen von Nitsch Kunst sind oder nicht, diese Frage muß sich jeder selbst beantworten. Der Beitrag von Alexander Kubik vermittelt Einblicke in das „Innere“ dieses blutigen Theaters von Prinzendorf.

Der Freiraum, ein Thema, dem neuerdings zwar mehr Aufmerksamkeit gewidmet wird, das aber nach wie vor keinen hohen Stellenwert bei der Planung und Gestaltung des Umraums besitzt. Freiraumnutzung, dieser Beitrag im letzten Heft des 15. Jahrgangs, engt das Thema sehr stark ein, bezieht es nur auf Freiräume, die unmittelbar zu Wohnungen gehören. Das wäre sicher mehr in Betracht zu ziehen.

Auf die Jahreszahlen 1948 bis 1984 bezogen, blättert Günther Feuerstein einen Zitateisen auf, der vom Expressionismus (1948) bis zum Festwochen-Paradies (1984) reicht. Zu der Jahreszahl 1948 und zum Stichwort Festwochen kann in diesem Zusammenhang auf einen Bereich kreativer Tätigkeit hingewiesen werden, der sogar in TRANSPARENT bisher ausgespart blieb; Musik! Zu hoch gegriffen, zu weit weg vom Thema? Der Umraum, in dem wir tagtäglich leben, enthält nicht nur Aspekte der Kultur, sondern ist selbst ein nicht unwichtiger Bestandteil der Kultur. Und zur Kultur gehört, wenn gleich in einem gedruckten Medium schwer darstellbar, auch die Musik. Von Ludwig Hirsch, Österreicher wie der Chefredakteur, Herausgeber und Verleger der hier rezensierten Zeitschrift, gibt es zwei Lieder: „Das Lied vom Heimkehrer (für meine Väter)“ - etwa zu 1948 - und „Grüß Gott, Salzburg“ - zur Festwochenzeit; aufgenommen im Sommer 1984 in Wien (Polydor 823559-1).

Das letzte Zitat aus der 36-jährigen Kette ist bezogen auf Verantwortung: „... die Architekten haben heute nach wie vor ein breites Spektrum an Einflüssen und ein gerütteltes Maß an Verantwortung, der wir uns durch Formalismus und Efeu an der Fassade nicht entziehen können.“

W. V. Hofmann



Ein Film von Christian Bau und Manfred Oppermann

Das Neue Hamburg ist ein Dokumentarfilm über die Pläne der Neugestaltung des Elbufers, die - überwiegend während des 2. Weltkriegs - von Konstanty Gutschow und seinen Mitarbeitern entworfen wurden. Es geht um jene Planung, die mit einem kühnen Schwung den Flickenteppich aus alten und jungen, armen und reichen, privaten und öffentlichen Bauten im Uferbereich des Arbeiterviertels Altona hinwegsaniert und sie ersetzt hätte durch monumentale Säulenarchitektur aus einem Guß und Rhythmus. Höhepunkt der Inszenierung: das 60-stöckige Gauhaus, hervorgegangen aus den Wolkenkratzerstudien, die Gutschow selbst in New York angefertigt hatte. So wie Canaletto das Themseufer mit venezianischen Augen in südlich-warmem Sonnenlicht malte, so betreten die ausländischen Vorbilder der Elbuferneugestaltung in nordisch-kühlem und deutsch-sauberem Gewand deutschen Boden. Keine Planung kommt ohne Vorbilder zustande. Doch, so Gutschow, dürfe nicht der Verdacht aufkommen, aus der Fremde importiert zu haben. Um sich vom amerikanischen Vorbild zu unterscheiden, sei das Gauhaus klar, gerade und deutsch. Kein amerikanisch-russischer Zuckerbäckerkitsch, keine Elbbrücken an der falschen Stelle (oder - noch schlimmer - die heute unsichtbare Verkehrsführung im Elbtunnel) sondern deutliche, unmißverständliche Zeichenarchitektur wo sie hingehört. Da, wo der Verkehr die Elbe kreuzt, eine Brücke, die die Golden Gate Bridge in den Schatten stellt und im städtebaulichen Gesamtensemble das Gauhaus als Symbol der nördlichen Führerhauptstadt zelebriert. Eine deutliche städtebaulich-politische Aussage, gekonnt formuliert im internationalen Urban Design-ABC, wie es Lehrbücher wie Bacons Städtebau von Athen bis Brasilia und Canberra vermitteln.

Bau und Oppermann lassen ihrem Film eine Fülle von Material für sich sprechen - Zeichnungen, Modelle, Photos, zeitgenössische Filmdokumente, Gespräche mit Planern und Betroffenen von damals, Spielszenen usw. Sie enthalten sich dabei jeglicher Wertung so weit wie möglich - mit Ausnahme: Schriftzeilen zu Beginn des Films setzen thesenartig den städtebaulich-architektonischen Wandel in eine Beziehung zur Kontinuität gesellschaftlicher Produktionsformen. Schon allein damit ist ein

aktueller Bezug hergestellt, der unterstrichen wird durch die Einblendung von Filmaufnahmen der jüngeren Stadtentwicklung Hamburgs.

Der Film erlebte mehrere Aufführungen mit anschließender Diskussion, so im Medienzentrum „Die Thede“, in der Hamburger Baubehörde und im Programmkinos. Auffällig insgesamt die Bandbreite der Reaktionen. Weitgehend wurde dem Film die Zurückhaltung in der Stellungnahme und Wertung zum Vorwurf gemacht, ändern war er selbst in dieser Form zu deutlich, eine Provokation. Entsprechend unterschiedlich wurde seine Fragestellung aufgefaßt: Während die Baubehörde unter der Leitfrage einlud: Wie unpolitisch dürfen Architekten sein? stand für andere der Charakter der Planung als politisch außer Frage. War Gutschows Entwurf an sich ein Beispiel totalitärer Planung oder wird er für die Verbrechen der Nazis in Sippenhaft genommen? Ist eine politische Verurteilung des Architekten fehl am Platze, da er „gar kein politischer Mann war“ und sogar politisch unangepaßten Kollegen Nischen für die berufliche Weiterarbeit bot? Welche Rolle spielen Informationen zur außerberuflichen Biographie des Architekten? Daneben, von jüngeren Professionals formuliert, das Bedauern, daß in unserer Zeit kein derartiger „großer Wurf“ mehr möglich sei. Zu viel ängstliches Konservieren und Renovieren! Was wird die Nachwelt von uns sagen?

Die Bandbreite der Reaktionen und Diskussionspartner zeigt, daß die Methode des Films richtig ist. Stellenweise weniger überzeugend sind die Kommentare, und auch wenn die Filmemacher keinen Kehl daraus machen, daß sie selbst keine Städtebaugeschichtler sind, hätte etwas mehr fachliche Beratung nicht geschadet. Insgesamt ein sehenswerter und diskutierenswerter Film, der seinen Weg auch in die Dritten Fernsehprogramme finden sollte. Die Botschaft braucht sicherlich nicht mit dem Holzhammer vorgebracht zu werden. Das tun die Zuständigen zu allen Zeiten oft deutlich genug selbst, wie etwa Philip Johnson, wenn er sagt: „Selbstverständlich würde ich auch von Hitler einen Auftrag annehmen. Ich würde auch für den Teufel persönlich bauen. Wer mich beauftragt, kauft mich. Ich bin eine Hure.“

Friedhelm Fischer

Infosystem Planfilm

An den beiden Fachbereichen Architektur und Stadtplanung/Landschaftsplanung der GhK existiert seit nunmehr gut zwei Jahren eine kleine Dokumentationseinrichtung, die sich damit beschäftigt, Materialien ausfindig zu machen, zu sammeln und nachzuweisen, die die für Planer „klassischen“ Arbeitsmittel - print-medien in Form von gezeichnetem Plan und Literatur - komplettieren soll durch Verfügbarmachung des Mediums Film. Darunter werden verschiedene filmische Materialien von 16 mm-Filmen, Videofilme bis zu TV-Beiträgen verstanden, die im weitesten Sinne in Form von Analysen, Dokumentationen, Features bis hin zu Spielfilmen als relevant für Lehre und Forschung an den Fachbereichen betrachtet werden können. Dabei wird ein besonderer Schwerpunkt auf das Ausfindigmachen historischen Materials gelegt.

Neben Recherchen, die den sozialdemokratischen Städtebau der 20er Jahre und die Wohnungsbau- und Siedlungsideologien der NS-Zeit betreffen, liegt momentan ein besonderes Interesse auf dem frühen Aufbaufilm der späten 40er und dem sogen. „Städtebaufilm“ der 50er Jahre. Für historisches Arbeiten an Fragen zur Entwicklung der städtebaulichen Leitbilder und deren Popularisierung im Lehr- und Informationsfilm u.ä. liegt hier ein noch wenig bearbeitetes Feld vor.

Bislang ist die Informations-Situation immer noch derart desolat, daß ein gezielter inhaltlicher Zugriff nicht möglich ist, weder auf der Ebene des weitverstreuten „normalen“ Verleihangebots von Film noch auf der Ebene der „grauen“ Medien. Damit kann Film mit seinen spezifischen Informationsmöglichkeiten im Verbund mit den gut entwickelten Informationssystemen für die print-Medien nur sehr unvollkommen für fachliche Belange ausgeschöpft werden. Die Einbeziehung des Infoträgers Film ist bis jetzt nur unter unverhältnismäßig hohem Aufwand für Recherche und Beschaffung möglich. Damit steht der beachtlich gestiegenen filmischen Produktion kein entsprechendes Infosystem gegenüber. Viele andere Disziplinen haben das gleiche Problem. Bis jetzt sind einige hundert Film-Titel direkt bei „Planfilm“ verfügbar, mehrere hundert Titel können mit Standort nachgewiesen werden. Nach der ersten Sammel-Phase zeigt sich jetzt, daß die Benutzung der Einrichtung durch Lehrende und Studenten sprunghaft zunimmt. Ebenso erhöht sich die Zahl an Anfragen anderer Fachbereiche an anderen Hochschulen, außeruniversitärer Institute, Behörden, Planungsbüros und anderer Stellen laufend.

Die relativ kleine GhK ist überfordert; es steht sozusagen an, Erwägungen anzustellen, inwieweit eine wissenschaftliche Dienstleistungs- und Forschungseinrichtung „Planfilm“ mit überregionaler Zuständigkeit in anderer Trägerschaft institutionalisiert werden sollte. Interessenten sind aufgefordert, Vorschläge und Anregungen zu formulieren. Zu senden an: „Planfilm“ FB 12/13, Henschelstr.2, Tel. 804 2355/2364 (Folckert Lücken-Isberner).





Demonstration eines alpha-numerischen Systems im AVA-Gruppenraum.

CAD-JOURNAL 3

Ein Besuch im EDV-Labor Hannover

Die Bezeichnung „Labor“ assoziiert unfreiwillig dampfende Reagenzgläser, Männer und Frauen in weißen Kitteln und natürlich bleichen Gesichtern. Gänzlich anders das Bild, das sich uns beim Besuch im sogenannten EDV-Labor-Nord bot.

Platz gefunden hat es in einem sympathischen roten Backsteingebäude im Innenbereich eines Wohnblockes an der Fössestraße in Hannover. Die Innenräume sind in schlichtem Weiß gehalten, Unterteilungen aus Glas und Holz, Pflanzen an der richtigen Stelle lassen sie transparent und großzügig erscheinen. Das Raumangebot umfaßt ne-

ben internen Verwaltungsräumen, Boxen für Rechner und Plotter, mehrere Bildschirmarbeitsplätze, einen AVA-Gruppenraum und einen mit audiovisuellen Hilfsmitteln ausgestatteten Seminarraum. Abgerundet wird das Bild durch eine gemütliche, kleine Cafeteria, in der sich die Seminarteilnehmer ausruhen und kennenlernen können. Gemäß dem Anspruch des EDV-Labors, Architekten, Stadtplaner und Bauingenieure mit dem neuen Hilfsmittel „Computer“ vertraut zu machen, entdecken wir einen repräsentativen Querschnitt des augenblicklichen Angebotes an Hard- und Software. Repräsentativ be-

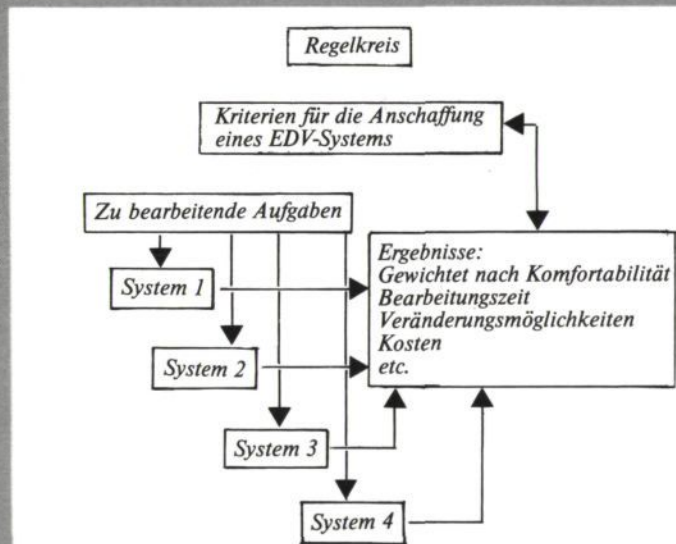
deutet in diesem Zusammenhang die Präsentation moderner und veralteter Softwarearchitektur, deren Vor- und Nachteile sich erst im Test und je nach speziellen Anwendungsgebieten offenbaren.

(Anmerkung: Wenn wir im folgenden von Systemen sprechen, meinen wir folgende Konfiguration: ein bestimmtes Programm mit dem dazu passenden Rechner und die für die Benutzung notwendige Peripherie, sprich Plotter, Drucker, etc.) Im Augenblick sind 5 alpha-numerische Einplatzsysteme (Kosten 50.000 DM), 2 alpha-numerische Mehrplatzsysteme (Kosten 60.000 bis 80.000 DM) installiert, 2 CAD-Einplatzsysteme, 2 D-Graphik (Kosten 35.000 bis 60.000 DM). Darüber hinaus noch ein CAD-Mehrplatzsystem, 2 1/2-D-Graphik mit umfangreicher Peripherie; bestehend aus 3 hochauflösenden Graphik-Displays (Tektronix-Vektor-Bildschirme als Ausgabestation), 2 Eingabedisplay, Tastaturen, 2 programmierbaren Funktionstastaturen, Joysticks, Din A 0-fähigem Digitizer, Hard-Copy-Gerät, ebenfalls mit Din A 0-fähigem Tischplotter. Als zentraler Rechner fungiert hier ein Sperry-Univac. Kosten dieser Konfiguration ca. 450.000 DM. Der Ausschnitt des augenblicklichen Systemangebotes wechselt alle 18 Monate. Wir halten den Querschnitt für repräsentativ mit Ausnahme der oberen Preisklasse, die wir möglichst früher austauschen würden. Das große CAD-System ist äußerst bedienungsunfreundlich und nach unserer Meinung veraltet. Nun ist das nicht so besonders tragisch, da es als Goliath unter lauter Davids eh nur Demonstrationsfunktion erfüllt. Eine Anlage dieser Größenordnung kommt nur für Bauträger und Consulting-Büros in Frage.

Empfehlenswert ist vor allem das Seminarkonzept des EDV-Labors. Ein Grundlagenseminar führt in die elektronische Datenverarbeitung ein und vermittelt neben theoretischen Grundkenntnissen auch einige praktische Beispiele des Computereinsatzes. Das Grundlagenseminar ist Voraussetzung für den Besuch der sich anschließenden Workshops. Hier werden differenziert nach Berufsgattungen frischschaffende und angestellte Architekten, Stadtplaner, Garten- und Landschaftsarchitekten auf vertiefender Ebene mit den Einsatzmöglichkeiten der EDV bekannt gemacht. Darüber hinaus können

dann verschiedene Systeme in den Special-Workshops in kleinen Gruppen angetestet werden und durch Abarbeitung bestimmter Aufgaben, z.B. der Baukostenplanung eines Projektes, miteinander verglichen werden. Anschließend bietet die Einzelprojektbetreuung noch die Möglichkeit, durch Bearbeitung eigener Bauaufgaben die Vor- und Nachteile verschiedener Systeme zu erkunden und die eigenen Kenntnisse auf dem Gebiet der EDV zu vertiefen. Das Seminar-konzept verfolgt also auf verschiedenen Niveaus folgenden Lernprozeß: die Herausbildung von Kriterien betr. des EDV-Einsatzes im eigenen Architekturbüro, Entscheidungshilfen bei der Beurteilung verschiedener Hard- und Software. Zur Entstehungsgeschichte des EDV-Labors läßt sich feststellen, daß es sich hier um ein durch Privatinitiative gegründetes Unternehmen handelt, der A+A (Architekten-Beratungs- und Automation-Systementwicklung GmbH) zur beschleunigten Einführung der Anwendung der Computer-Hard- und Software in Architekturbüros, die dann mit Förderungsmaßnahmen des Bundesministeriums für Forschung und Technologie und unter Hilfestellung der Architektenkammer Niedersachsens diese Einführungsmöglichkeit für Architekten geschaffen hat. Die 13 Referenten und Mitarbeiter, die die Kurssteilnehmer betreuen, beschäftigen sich zum größten Teil schon seit Jahren mit der elektronischen Datenverarbeitung und haben seit dem 20. November 1984 etwa 200 interessierte Teilnehmer geschult. Ohne selber an einem Seminar teilgenommen zu haben, können wir den Besuch des EDV-Labors trotzdem allen empfehlen, die sich über die Möglichkeiten des EDV-Einsatzes innerhalb des Architekturbetriebes informieren wollen oder gar mit Kaufabsichten eines EDV-Systems schwanger gehen. Gelegenheit dazu bietet der „Tag der offenen Tür“, jeweils donnerstags von 14.00 bis 17.00 Uhr, und natürlich die angebotenen Seminare, die im Vergleich zu den Schulungen großer Computer-Firmen oder ähnlicher Institutionen noch als preiswert zu bezeichnen sind. Information erhält man bei: A+A, EDV-Labor, Fössestr. 77, 3 Hannover 91, Tel.: 05 11-2 10 99 33.

C&A
Kay Friedrichs
Gregor Wessels



Blick auf die große CAD-Anlage mit 3 Arbeitsplätzen. Im Hintergrund der Din A 0-fähige Digitizer, der dazu dient, die Koordinaten fertiger Pläne aufnehmen zu können.

Der Architekt am Bildschirm seines DEC-Computers mußte sich erst auf die andere Philosophie der Programme umstellen.
Bild: Schmidhäusler.

Weit ist der Weg zur optimalen Datenverarbeitung



„Ich habe wirklich geglaubt, wenn ich die Datenverarbeitung einführe,“ sagt Peter Zänker, „dann bringt das eine durchgängige Arbeitserleichterung von der Ausschreibung – in die später „automatisch“ die Massen aus einem vorgeschalteten CAD-Programm übernommen würden – bis hin zu den verschiedenen Abrechnungs-Stadien, mit denen wir Architekten die größten Probleme haben.“ Daß das nicht auf Anhieb klappte, geht schon aus der Aussage hervor. Doch der Münchener Architekt hat sich durch die Schwierigkeiten durchgekämpft.

Das Münchener Architekturbüro Zänker, Menzinger + Partner wurde vor 25 Jahren als Partnerschaft – mit zwei Inhabern – gegründet und nahm dann eine kontinuierliche Entwicklung bis zu der heutigen Größenordnung von 15 Mitarbeitern. Am Anfang war man stark im Schulbau tätig, es folgten dann Wohnungs- und Krankenhausbau. In den letzten Jahren waren Sozialbauten – wie Altenheime, Stadtbüchereien, Volkshochschulen etc. – die Schwerpunkte. Stark engagiert waren die Architekten auch mit Planungs- und Bauleitungs-Aufgaben für den Zentralbereich des Arabella-Parks. In diesem Stadtteilzentrum ist nicht nur Platz für etwa 6000 Einwohner, sondern es gibt auch fast genauso viele Arbeitsplätze; und etwa zwei Drittel davon, so schätzt Zänker, haben in irgendeiner Form mit der Informationstechnik zu tun.

Doch das war nicht der Grund dafür, daß sich der Architekt einen Computer anschaffte. Schon seit Jahren tauchte der Gedanke an eine Datenverarbeitung im alphanumerischen Bereich – sprich: Ausschreibung, Abrechnung etc. – in Gesprächen mit Kollegen immer wieder auf. Weitere Anregungen erhielt man durch Fachzeitschriften und beim Besuch der Münchener Messen. Dann veranstaltete eines Tages die Bayerische Architekten-Kammer ein EDV-Seminar, das die Kammer Niedersachsen organisierte. Dabei wurde eine „Architekten-Lösung“ von einem Architekten und einem DV-Spezialisten vorgeführt.

Fasziniert von den Möglichkeiten
Daß mit dem Architekten ein Branchenkenner in die Lösung involviert war, fand Zänker gut. Fasziniert war er aber davon, daß es hieß, die Lösung ließe sich in Richtung CAD ausbauen; denn der Architekt dachte dabei gleich an eine Massenermittlung aus der Zeichnung auf dem

Bildschirm heraus. Inzwischen ist er allerdings skeptisch, ob in nächster Zeit eine solche Lösung realisiert wird.

Dabei liegt das Problem keineswegs beim Computer, sondern in der Programmier-Kapazität des Softwarehauses, von dem Zänker die Datenverarbeitungs-Anlage und ein Programm-Paket erwarb. Die Anlage besteht aus dem Mikrocomputer LSI-11/23 von Digital Equipment (DEC), der unter der Bezeichnung PDP-11/23 als Echtzeit- und Dialog-Computer weltbekannt ist. Die Kapazität des Hauptspeichers beträgt 256 KB (entspricht rund 256000 Zeichen); außerdem steht ein Laufwerk für Disketten (kleine flexible Magnetplatten) sowie eine Festplatte mit einer Speicher-Kapazität von 30 Millionen Zeichen zur Verfügung.

Angeschlossen ist ein Nadel-Drucker (Matrix-Drucker), der 200 Zeichen pro Sekunde schafft, und ein Bildschirmgerät. Da es sich um ein Mehrbenutzer-System handelt, sind mehrere Bildschirmgeräte anschließbar; der Architekt wollte jedoch erst einmal mit nur einem Bildschirm in die Datenverarbeitung einsteigen.

Mit dem Computer die Kosten im Griff behalten

Seit rund einem Jahr ist die Anlage im Einsatz. Auf die Frage nach Ausfällen, schaut Zänker, der keinen Hardware-Wartungsvertrag abgeschlossen hat, ganz erstaunt; denn mit der Hardware (den Geräten) gab es bisher keinerlei Probleme. Probleme gab es hingegen mit dem Software-Paket, das aus drei Haupt-Programmen und diversen Hilfs-Programmen besteht. Diese drei Haupt-Programme befassen sich mit der Kostenplanung für die Ausschreibung, der Angebots-Auswertung und der Auftrags-Vergabe und Abrechnung.

Um mit dem letzten Programm anzufangen: erst jetzt kann man langsam anfangen, damit zu arbeiten. Dabei sieht Zänker auch jetzt noch als großes Handikap an, daß sich nur Positionen abrechnen lassen, die über die Ausschreibung eingespeichert wurden, nicht aber beispielsweise irgendwelche Gebühren. Und für den Münchener Architekten war die Abrechnung einer der wichtigsten Teile, denn da man bei größeren Vorhaben die Kosten manuell nie genau und ständig im Griff halten kann, hoffte er, „mit dem Computer in kurzen Zeiträu-

men eine relativ hohe Genauigkeit zu erreichen“.

Dabei war Zänker sich darüber im klaren, daß das von den Mitarbeitern sehr viel Disziplin erfordert, weil sie darauf achten müssen, daß alle die Kosten verändernden Faktoren, die man bisher nur „im Hinterkopf gespeichert“ hatte, sofort in den Computer eingegeben werden.

Zwischen Überperfektion und Leistungslücken

Der zweite Programm-Bereich – Auswertung der Angebote und Preisspiegel – funktioniert inzwischen einwandfrei, wenn auch überperfekt, wie der Architekt meint. Da der Preisspiegel alle Positionen umfaßt, verliert man schon bei 200 Positionen den Überblick. Zänker wäre es deshalb lieber, wenn nur die Preis-relevanten Positionen dargestellt würden; beispielsweise alle Positionen über 1000 DM, nicht aber etwa auch ein einzelnes kleines Kellerfenster.

Im Gegensatz zu dieser Überperfektion stehen die programmtechnischen Einschränkungen bei den Leistungsbereichen. Jeder Leistungsbereich hat eine bestimmte Nummer, die – über alle Projekte hinweg – konstant bleiben muß, wenn man die Vergleichbarkeit gewährleisten will. So hat der Tischlerbereich zum Beispiel die Leistungsbereichs-Nummer 27, aber... der Tischlerbereich ist sehr umfangreich und umfaßt beispielsweise Holz-Türen, Holz-Fenster, Holz-Treppen, Holzbalkonverkleidungen etc.; bei größeren Bauvorhaben werden diese Arbeiten an verschiedene Firmen vergeben, etwa an eine Firma für die Türen und an eine andere Firma für die Fenster.

Da man in den Leistungsbereich nur die Leistungen einer Firma unterbringen kann (das Programm läßt keine weitere Unterteilung zu), muß man die zweite Tischlerfirma in einem gerade (das heißt: in diesem Projekt) freien Leistungsbereich (zum Beispiel 85) speichern. Dadurch ist natürlich keine Vergleichbarkeit mehr gegeben; denn wie soll man maschinell den Bereich 27 des Projekts A mal mit 27 des Projekts B, mal mit 85 oder 80 (von Projekt X und Y) vergleichen?

Software mit neuer Philosophie

Der erste Programmbereich war von Anfang an in Ordnung. Hat man damit viel Zeit gespart? Jörg Dinger, der im Münchener Architekturbüro viel mit dem Computer arbeitet,

meint dazu: „Im Moment bin ich noch nicht viel schneller, als wenn ich die Ausschreibung diktiere. Allerdings entfällt das nachträgliche Abtippen des Diktats durch eine Schreibkraft.“

Vielleicht liegt der benötigte Zeitaufwand aber auch in der Philosophie der Software begründet. „Sie funktioniert völlig anders, als wir zu denken gewohnt sind“, sagt Zänker. Während Ausschreibungen normalerweise dem roten Faden des Standardleistungsbuches folgen, geht das Programm von Bauteilen aus. Das heißt, es unterteilt ein Bauwerk in Bauteile, wobei alle gleichartigen Bauteile (ohne Rücksicht auf die Materialien) gleichartige Nummern erhalten; die weitere Zergliederung erfolgt dann durch drei zweistellige Nummern. Die Reihenfolge ist dann etwa so: Bauteil Außenwand, Untergliederung Beton – Betongüte – Wandstärke. Übrigens verwenden die Münchener Architekten für die Ausschreibungen nicht die Texte des gespeicherten Standardleistungsbuches, die nach ihrer Ansicht „zu fein gegliedert“ sind, sondern haben dem Computer die eigenen – bisher schon verwendeten – Texte eingegeben.

Das Ziel dieser Software-Philosophie ist laut Zänker, daß der Planer sich bereits Gedanken über die Realisierung macht und in seinen Plan die entsprechende Bauteil-Nummer einträgt. Auch würde diese Systematik nach Ansicht des Architekten möglicherweise die Kommunikation mit den anderen am Bau Beteiligten verbessern sowie die Preistransparenz erhöhen, wenn man über Jahre hinweg die Mittelpreise pro Bauteil speichert. „Allerdings“, so Zänker, „kann man zwar die Kalkulation darauf aufbauen, aber in einem konkreten Falle spielen noch viele andere Faktoren – wie etwa die Konjunktur und die jeweilige örtliche Situation – eine Rolle.“

Sowohl die Konjunktur als auch die weitere Entwicklung der Software spielen eine Rolle, wenn es im Münchener Architekturbüro um den weiteren Ausbau der Datenverarbeitung – etwa in Richtung Textverarbeitung/Angebotsschreibung und Einsatz weiterer Bildschirmgeräte – geht. Zuerst einmal hofft Zänker, jetzt durch die drei durchgängigen Programmbereiche zu Arbeitsentlastung im Büro zu kommen, damit sich die Architekten mehr ihren eigentlichen Aufgaben widmen können.

Fritz G. Schmidhäusler

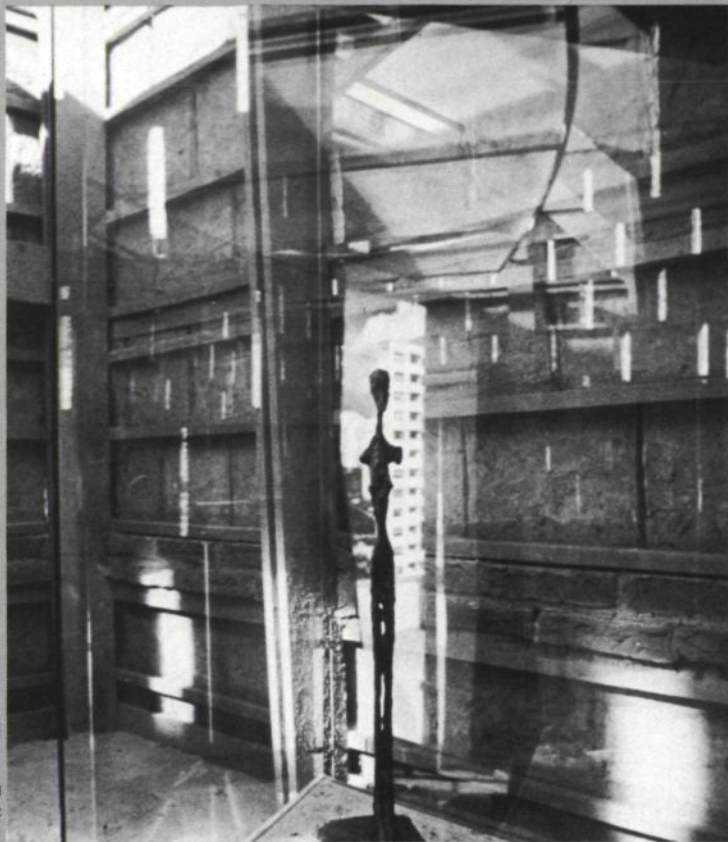
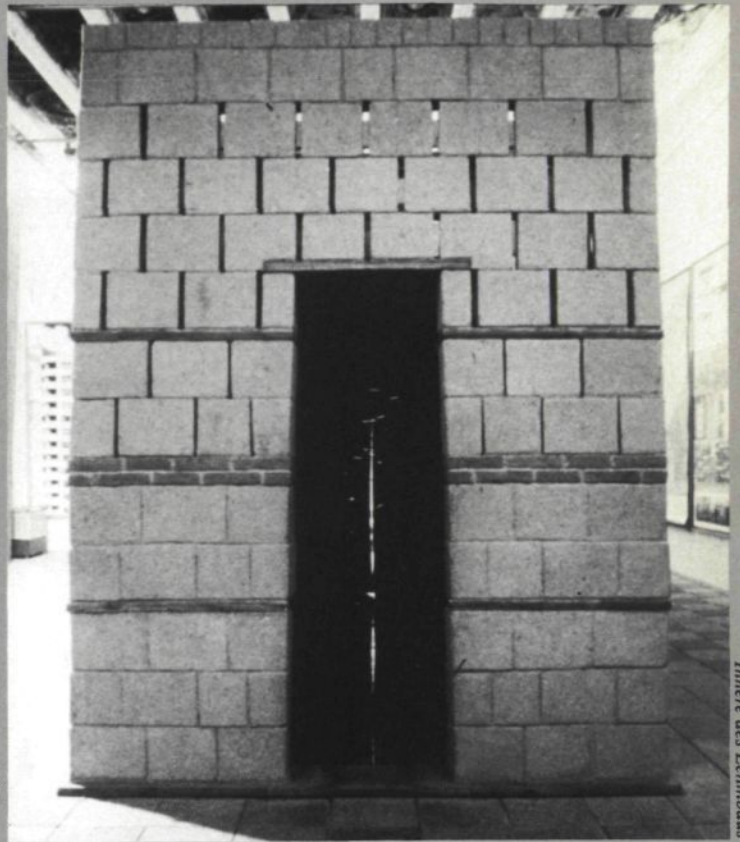


Foto: Werner Zellien



Innere des Lehmbaus

Ein Symbolbau innerhalb der Ausstellung zur IBA-Stadterneuerung in Berlehm- Kreuzberg

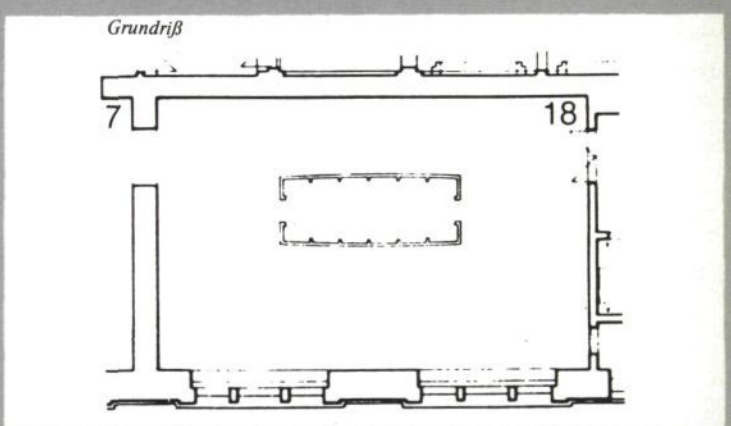
Es war ein merkwürdiges Bild. Wenige Wochen bevor die Ausstellung zur IBA 84 geöffnet wurden standen an den Zugängen zum Gropiusbau nicht technische Container und moderne Bauelemente, sondern einige Typen werkten an einer alten Bäckereimaschine, getrieben durch einen Keilriemen aus Leder, geflickt mit Nägeln – wuchteten in Abständen an dem erlahmenden Bottich, fuhrwerkten im Lehmteig und Strohstößel. Im Dunkel des Kellers schlugen sie dann mit Keulen das Material wie Butter in eckige Steine zusammen und lagerten sie zum Trocknen. Kein Bild verdeutlichte mir klarer den Unterschied zur glorieichen Interbau 1957.

Der Lehmteig – oder besser: das Lehmregal als Raum – wurde zum wesentlichen Bestandteil eines Ausstellungsteils, der den Stadterneuerungsgebieten der Zukunft gewidmet war, jenem Massenwohnungsbau der 60er und 70er Jahre von dessen Erneuerungsaufgaben heute erst die Spitze des Eisbergs sichtbar ist. Wir suchten hier den Vergleich zur Stadterneuerung der Mietskasernenstadt herzustellen – Bauschäden, soziale Konflikte, Leerstand, Mietbelastung, Attraktivitätsverlust und Vorgehensgrundsätze aufzuzeigen. Die Ausstellung im Martin-Gropius-Bau war keine naturalistische Wiedergabe der Stadterneuerung in Berlin-Kreuzberg. Sie war die Collage unterschiedlicher Elemente und wollte so widersprüchlich und reichhaltig sein wie die Stadt selbst. Sie war eine Sequenz von Metaphern und Bildern, die dem Publikum Erfahrungen und Assoziationsfähigkeit zugesteht. „Wie“ eine Sache dargestellt wurde,

zeigte ihren Stellenwert und ihre Bedeutung im Prozeß der IBA. Die Energie, Phantasie und Intensität einer malerischen Anamorphose zum Beispiel, verdeutlicht den Stellenwert, den die „Hinterhöfe und Remisen“ im Kampf um die Erneuerung einnehmen. Sieben Monate hatten wir nur Zeit, die Ausstellung auszuspinnen und zu verwirklichen. Aber was heißt schon „kurze Zeit“. Hartholz wächst langsam ... und Ausstellungen sind wie Blumen. Sie wachsen und verwelken schnell; vom März bis zum September. Ihr Bild bleibt. Ich wollte, daß das Material nicht routiniert zusammengestellt wird, sondern die Arbeit an der Ausstellung selbst zur Erfahrung von denjenigen wird, die sich grundsätzlich mit der Stadterneuerung auseinandersetzen wollen.

Es haben deshalb Studenten aus Kassel, Berlin, aus Hamburg und anderswo, Graz und Wien mitgemacht. Für zu wenig Geld, aber mit großem Einsatz.

Die Gestaltungssprache bildeten die Baumaterialien und die Stoffe aus denen wir sind: das gewebte, geflochtene Material, das metallene; das Öl, das Wasser, der Stahl, das Holz, der Stein, der Lehm. Die Materialien waren in einem Zyklus symbolisch und verschlüsselt in der Raumfolge um den Lichthof angeordnet. Bei den Erneuerungsgebieten der Zukunft wählte ich den Lehm, weil er als Antithese zum Beton heute die Blüten neuer Mythen treibt. Beton tötet – schade, daß Beton nicht brennt. In diesem Raum, in dem die tickende Zeitbombe künftiger Erneuerungsgebiete gezeigt wurde, sollte dargestellt werden, daß auch hier die Grundsätze



behaltsamer Stadterneuerung werden gelten müssen. In den Quartieren der Mietskasernenstadt wurden die Erfahrungen für den kommenden Umgang mit den Erneuerungsgebieten der Zukunft gemacht.

Was bedeutet es aber, wenn wir heute von Zukunft sprechen und zurückschauend vor der Macht des Gebauten erschrecken? Wenn Stadtzerstörung und Naturzerstörung ineinander verschmelzen? Was ist Zeit? Was bedeuten Zeitspannen in Kulturen?

Welche Krume ist unsere Zivilisation in der Menschheitsgeschichte? Es gibt kein Material, das von den Zweiflern zur Zeit stärker als Fetisch gegen den Beton gestellt wird als LEHM. Amorph war er schon zu Gast im Gropius-Bau, im Werk von Beuys. Diesmal wurde er verarbeitet – über Wochen von Studenten, genialen Dilletanten und unter der Mithilfe Fachkundiger gebaut. Lehm ist schwer.

Lehm ist weich. Lehm wird hart und schrumpft. Hier kann man ihn anfassen. Er ist durchlüftet und in seinem Innenraum sehen sich zwei Wesen an: Alberto Giacomettis Schmale Frau und eine Beterin aus der 1. Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. Die Lehmziegel sind in leicht gekrümmten Wandschalen zusammengestellt als Raum im Raum. Die Stoßfugen sind offen, zeigen das Schrumpfen und bilden Lichtschlitze. Die horizontalen Bänder sind in Zwiesprache mit dem Gropius-Bau selbst zu zitieren den festen Ringanker im weichen Material. Die Decke im Inneren ist aus goldbraunem lichtdurchlässigen Kautschuk. Unter dem Panzerglas am Boden liegen tote Kiefernadeln und Walderde. Der äußere Raum ist ausgelegt mit Platten aus Beton.

Bernhard Strecker



Das ÖKOMobilHAUS:

Anregungen zum Bauen und Wohnen
in natürlichen Ökosystemen



Das Haus ist „mobil“, weil es auf- und abgebaut werden kann und auf mehreren Ausstellungen gezeigt wird (u. a. OKO 85 Stuttgart, 11.5.-16.5.85, Landesgartenschau Heilbronn 24.5.-8.9.85). Es ist ein kleiner, zweigeschossiger Bau mit einer Veranda und einem Gewächshaus. Überdeckt wird das Ganze mit einem Grasdach:

Haus: Holzkonstruktion in materialsparender Rippenbauweise.

Veranda und das Dach: begrünt, als Ausgleich für die überbaute und damit versiegelte Fläche.

Gewächshaus mit Zier- und Nutzpflanzen: Zusammen mit dem Garten soll eine ganzjährige Selbstversorgung möglich sein.

Kompakte Bauform und sehr gute Wärmedämmung in Wänden, Fußböden und Dach: weil dadurch der Energieverbrauch drastisch reduziert wird. - Weiter wird das erreicht mit wärmedämmenden Gläsern für Fenster und Gewächshaus.

Heizung und Lüftung: energiesparende und schadstoffarme Lüftungsheizung mit Wärmerückgewinnung. **Toilette:** Humustoilette, in der zusammen mit organischen Abfällen aus Küche und Garten nutzbarer Kompost gewonnen wird. Die nicht-organischen Hausabfälle werden getrennt gesammelt und können recycelt werden.

Wasserversorgung: Trinkwasserschonung durch Spararmaturen. Sonst Versorgung mit Regenwasser. Warmwasserbereitung mit sparsamen Gasgeräten.

Das Grauwasser aus Waschbecken, Dusche und Spüle wird in einem SteinfILTER gereinigt und im Gewächshaus in Pflanzenbecken geklärt.

Der Stromverbrauch wird durch stromsparende Lampen und Geräte verringert.

Wie das Vorbild natürlicher Ökosysteme haushaltet das ÖKOMobilHAUS mit Energie und Materie äußerst effektiv. Es ist in eine Vielzahl selbstregelnder Kreisläufe eingebunden, die sich wechselseitig unterstützen und das Haus nahezu autonom machen. Alle Maßnahmen sind erprobt und funktionsfähig, im Selbstbau realisierbar und können auch im Bereich der ökologisch wichtigen Altbauanierung angewendet werden. Weiter wird gezeigt, daß durch ökologisches Bauen eine lebensvolle Umwelt entstehen kann - mit Licht, Farben, Pflanzen und viel Raum für soziale Aktivitäten und eigene Entfaltung.

Planungsgruppe für
ökologisches Bauen (ÖKOBAU),
Johannes Brucker, Willi Kruppa,
Michael A. Müller



Wohnen und Arbeiten -das Projekt „Ökologie und Technologie“

Eine Gruppe von Naturwissenschaftlern, Technikern, Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaftlern, Facharbeitern und Künstlern, die mittlerweile fast 30 Personen umfaßt, gründet im Frühjahr 1985 das Projekt „Ökologie und Technologie“, das Wohnformen und Arbeitsstrukturen miteinander verbindet, ohne dem Konzept von Wohnkomplexen zu folgen.

Es handelt sich dabei um eine Fabrik mit mehreren Wohnhäusern, in der zusätzlich noch sehr viel Land und ein Park vorhanden ist. Der Standort dieses Projektes liegt am Rand des Ballungszentrum Rhein-Neckar. In dem Projekt werden verschiedene Arbeitsdisziplinen miteinander verbunden, die jeweils von eigenständigen Unternehmen vertreten sind. Ziel ist neben künstlerischen und kulturellen Aktivitäten der Aufbau eines Dienstleistungszentrums, das „Wissenschaft“ in interdisziplinärer Form auf der Basis des „alltäglichen Erfahrungswissens“ Personen und Gruppen verfügbar macht, die weder über so große finanzielle Mittel verfügen, daß sie eine reguläre Forschungseinrichtung „anzapfen“ können, noch „wissenschaftliche“ Gutachten und Leistungen benötigen, die wegen ihrer Abgehobenheit und Spezialisierung kaum praktisch umsetzbar sind.

Ähnliche Überlegungen liegen auch bei der Schaffung von Wohnstrukturen zugrunde. Es ist daran gedacht, jedem Beteiligten oder jeder Partei individuelles Wohnen zu ermöglichen, andererseits jedoch den Nutzen gemeinsamer Aktivitäten „konsumieren“ zu können.

Um das Ganze überschaubar und „sozialverträglich“ zu halten, wird

eine Holding-Gesellschaft gegründet, in die sich sowohl die direkt an dem Projekt Beteiligten, als auch außenstehende Interessenten „einkaufen“ können. Außenstehende Interessenten sind erwünscht, weil sie einmal das verfügbare Wissen des Projektes erweitern, andererseits auch die Finanzausstattung des Projektes verbessern. Die direkt Beteiligten sind mit ihren Einlagen durch Verfügung über Wohn- und Arbeitsräume abgesichert, außenstehende Einleger durch ihre Beteiligung am Vermögen des Projektes; für Einlagen kann Zins bezahlt werden.

Einige der in der Realisierung befindlichen Unternehmen beschäftigen sich mit dem Aufbau einer Ökologie-Station zur Umwelterziehung, mit Computerentwicklung und -anwendungen für alternative Zwecke, mit baubiologischer und energieanlagentechnischer Entwicklung und Beratung, mit empirischer Sozialforschung im Umweltbereich und mit physikalisch-chemischen Untersuchungen. Dazu kommen weitere Dienstleistungsbetriebe, die Leistungen bei der Konzeption und Realisierung von Ausstellungen und Messen anbieten, sowie zentrale Einrichtungen, welche die Aktivitäten der einzelnen Unternehmen unterstützen und erleichtern.

Das Projekt ist offen für weitere Interessenten, sowohl für solche, die direkt mitarbeiten wollen als auch für „stille Teilhaber“. Informationen gibt es bei:

Burkhard Braunbehrens
6800 Mannheim
Spelzenstr. 7
Tel. 06 21/3 68 84

DAS GRÜNDACH

eine Ausstellung mit Rahmenprogramm:

55 Tafeln gegen graue Monotonie!

1.-20. April 1985
mo-fr: 14-20 Uhr
sa & so: 13-18 Uhr
5.-7. April geschlossen
**Raschplatz-Pavillon,
Hannover**

und außerdem:
**Veranstaltungen zur
Fassaden-, Dach-
& Stadtbegrünung**

Programme gibt's beim:
**BUND, Fundstr. 1 B,
3 Hannover 1**



Wir laden Sie ein!

**Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland e. V.
Bürgerinitiative Raschplatz e. V.
Bildungsverein Soziales Lernen und Kommunikation**

Grasdächer

zen verwendet, die einen differenzierten Bodenaufbau mit entsprechenden Ent- und Bewässerungseinrichtungen sowie regelmäßige Pflege erfordern. Extensivbegrünungen umfassen flächige Begrünungen mit niedrigen Stauden und Gehölzen, Wildkräutern und Gräsern. Es werden trockenheitsverträgliche und zeitweise Vernässung ertragende, niedrig bleibende Pflanzen verwendet, die regenerationsfähig sein müssen und einen geringen Pflegeaufwand erfordern. Sie sind mit dünn-schichtigem und vereinfachtem Bodenaufbau auf horizontalen und geneigten Flächen zu realisieren. Extensivbegrünungen sind keine benutzbaren Flächen. Gestalterische Gesichtspunkte (z.B. Begrünung beküster Dachflächen) stehen im Vordergrund.

Dachaufbau flacher Dächer

Jährlich werden in der Bundesrepublik 3000 ha Flachdachneubauten errichtet. Hinzu addieren sich 200 ha Flachdächer, die pro Jahr saniert werden. Als Alternative zum herkömmlichen dreilagigen Bitumendach mit 5 cm Kiesschüttung sind extensive Dachbegrünungen möglich. In der Regel scheiterten bislang solche Vorhaben an den vergleichsweise höheren Kosten. Mittlerweile sind jedoch Extensivbegrünungssysteme auf dem Markt, die bei fach-

gerechter Planung und Ausführung hinsichtlich Gewicht, Bauhöhen und Kosten mit konventionellen Kiesdächern annähernd vergleichbar sind. Folgender Schichtbau hat sich durchgesetzt (von oben nach unten):

- Vegetationsschicht aus Substrat und Pflanzen, wobei die Dicke wesentlich das Vegetationsbild bestimmt
- Filterschicht als Bremse für Feinteile, die aus der Vegetationsschicht eingeschlammelt werden
- Drainageschicht zur Wasserspeicherung und -abführung (Vermeidung von Staunässe)
- Schutzschicht als Durchwurzelungsschutz
- Trennschicht

Neben diesen technisch relativ aufwendigen Flachdach-Begrünungssystemen können aber auch sogenannte 'Einfachbegrünungen' durchgeführt werden. In Berlin entstanden beispielsweise um die Jahrhundertwende etwa 2000 Häuser mit einer Dachabdeckung aus 20 cm Bauschutt und Bauaushub. Die Begrünung besorgte die Natur selbst: anspruchslose Pflanzen überstanden selbst extreme Standortbedingungen. Etwa 50 solcher Gründächer kann man heute noch bewundern. Den natürlichen Begrünungsprozeß kann man beschleunigen, indem dünne Erdschichten oder Gras-

soden aufgetragen werden. In der Regel ist dies statisch problemlos, allerdings muß bei Bitumendachbahnen ein Durchwurzelungsschutz (z.B. PVC-Wurzelschutzbahn) gewährleistet sein.

Dachaufbau geneigter Dächer

Schrägdächer können bis zu 45° Dachneigung begrünt werden (min. 5°). Eine nachträgliche Begrünung ist statisch oft relativ problemlos, 'a' vorhandene Dachkonstruktionen überdimensioniert sind. Anders als bei der Flachdachbegrünung kann auf eine Drainageschicht in vielen Fällen verzichtet werden, d.h. wenn keine Staunässe zu befürchten ist. Kernproblem der Schrägdachbegrünung ist eher, ein Abrutschen des Erdschichtes zu verhindern, z.B. durch den Einbau von Schubswellen. In den letzten Jahren wurden zahlreiche Grasdach- und Dachbegrünungssysteme auf dem Markt angeboten, die sich bewährt haben und prinzipiell vergleichbar sind.

Beispiel eines Grasdachsystems

Zeichnung

1. Auf die Dachunterkonstruktion wird ein Schutzvlies verlegt.
2. Darauf wird eine 1,2 mm dicke vorgefertigte Plane oder Rollenware als Durchwurzelungsschicht verlegt. Rollenware wird thermisch 'wurzelfest' verschweißt.
3. Zur Wärmedämmung werden extrudierte Polystyrolhartschummatten verlegt und mit einem Filtervlies abgedeckt.
4. Das Substrat (Blähton-Erdgemisch) wird ca. 10 cm hoch aufgetragen und eingesät bzw. mit Rollrasen versehen.

Das Gesamtgewicht beträgt bei einer Substratdicke von 10 cm ca. 1,4 kN/m², die leichteste Ausführung wiegt etwa 0,6 kN/m². Mähen und Düngen ist bei entsprechend gewählter Vegetation ökologisch nicht sinnvoll (Selbstdüngeneffekt durch abgestorbene Pflanzenteile). Nur in extrem trockenen Perioden ist eine künstliche Bewässerung erforderlich. Der beschriebene Aufbau ohne Drainage eignet sich bis zu einer Dachneigung von max. 15°. Bei steileren Dächern werden Schubswellen erforderlich. Die Kosten für ein Grasdach sind in etwa mit herkömmlichen wärmedämmten Konstruktionen vergleichbar bzw. nach Angaben einiger Hersteller sogar geringer.

Zukunft des Grasdachs

Bislang waren Grasdächer eng vom Nimbus des überflüssigen Luxus umgeben. Moderne Grasdachsysteme - preisgünstig, selbsthilfefreundlich und für nachträgliche Begrünungen geeignet - werden zunehmend Bedeutung als ein Baustein einer ökologisch orientierten Architektur und Stadtplanung gewinnen. Daß Grasdächer aber auch als ökologische Feigenblätter für flächenfressende 'Ökoeigenheime' im Stadtumland erhalten können, darf nicht verkannt werden.

Manfred Siry

In den skandinavischen Ländern haben begrünte Dächer eine jahrhundertalte Tradition. Grasgedeckte Torfsodenhäuser kannten auch die Isländer schon sehr früh. An kalten Wintertagen wirkten diese Häuser ohne künstliche Heizung durchaus gehaglich. Allein die vom Menschen erzeugte Körperwärme sorgte für eine ausreichende Raumtemperatur. In den letzten Jahrzehnten haben Architekten in der Bundesrepublik, in der Schweiz und in Österreich verschiedene Methoden der Dachbegrünung erprobt und gute Erfahrungen gemacht. Spätestens seit dem Bau der Grasdach Siedlung 'Laher-Wiesen' in Hannover sind Dachbegrünungen in aller Munde. Dennoch gelten Dachbegrünungen oft noch als eine schöne, aber weitgehend überflüssige und unnütze Zutat, die man sich leistet, wenn man dazu Geld und Lust hat, die man aber auch schnell dem Rotstift zum Opfer fallen lassen kann. Inwiefern sind solche Einwände berechtigt?

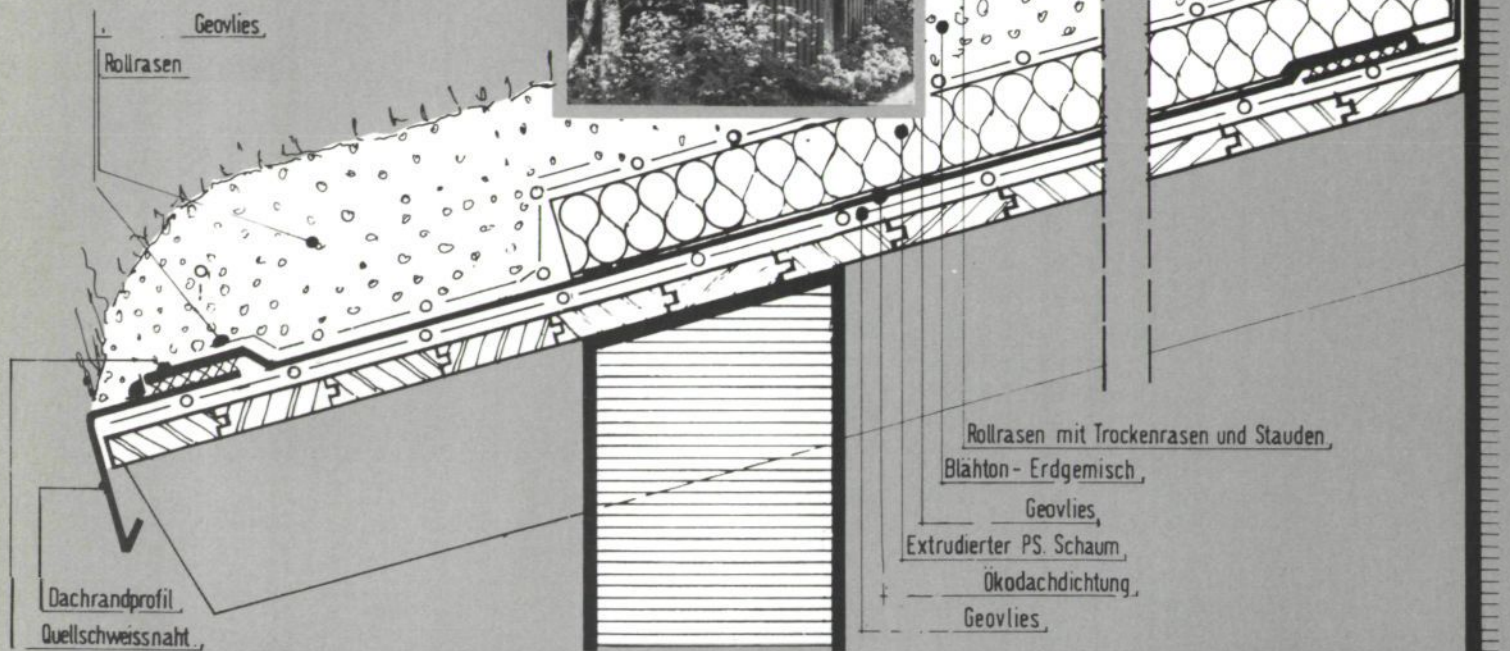
Ökologische und gestalterische Funktionen

- Gründächer wirken als Wasserspeicher, da Niederschlagswasser im Bodenaufbau einer Dachbegrünung zurückgehalten wird und größtenteils wieder durch Verdunstung in den natürlichen Wasserkreislauf eingebracht wird. Nur noch ein kleiner Teil gelangt unverschmutzt in die dadurch entlastete Kanalisation.
- Mikroklimatisch ergeben sich positive Auswirkungen durch die Minimierung von Temperaturextrema, eine Erhöhung der Luftfeuchtigkeit sowie durch Staubbindingen.
- Bauphysikalisch vorteilhaft sind die erhöhte Wärmedämmung ('Grüner Pelz') sowie der Schutz vor mechanischen Beschädigungen.
- Nicht erst seit dem Bau der Siedlung 'Laher-Wiesen' in Hannover wissen wir, daß Grasdächer gezielt als städtebaulich-architektonisches Gestaltungselement einer landschaftsangepaßten Bebauung eingesetzt werden können. Bei Begrünungen von (einschbaren) Flachdächern - anstatt Bekiesung - steht der Aspekt der multifunktionalen Nutzbarkeit im Vordergrund. Insbesondere bei den oft notwendigen Flachdachsaniierungen können neben der Kaschierung unansehnlicher Architektur grünbestimmte Freiräume entstehen, die entsprechend den statischen Gegebenheiten sogar als Nutzgärten ausgebildet werden können. Hier liegt noch ein umfangreiches und vor allem wohnungsnahes Freiflächenpotential brach.

Begrünungsarten

Nach den 'Grundsätzen für Dachbegrünungen' lassen sich nutzungs- und funktionsbezogen zwei Begrünungsarten unterscheiden, die die Pflanzenauswahl entscheidend bestimmen. Intensivbegrünungen umfassen flächige Begrünungen mit Rasen, Stauden und Gehölzen ebenso wie punktuelle Begrünungen mit Sträuchern und Bäumen. Es werden in der Regel anspruchsvollere Pflan-

Schichtaufbau einer Schrägbedachung



80 Jahre alt sind diese Dächer in Berlin-Neukölln; Jahrzehntlang waren sie vergessen; damals erhielten die Häuser eine Erdauflast aus Brandschutz-Gründen; heute sind ökologische Aspekte wichtiger.

Arbeitsablauf Schrägdachbegrünung



Ökologisches Bauen in Hannover Lahe, grüne Dächer gehören dazu und sind nicht teurer als herkömmliche Bedachungen



Foto: reNatur Ruhrwinkel

La Grande Halle de la Villette



Bis 1974 funktionierte La Grande Halle de la Villette als Schlachthof; 1864 von Jules de Mirandole gebaut, bildete sie das pulsierende Zentrum eines der populärsten Viertel von Paris. Anschließend gab es verschiedene Projekte zur Erhaltung des Hallenkomplexes, u.a. eines, das vorsah, den Hallenkomplex von etwa 20.000 Quadratmeter in ein Museum umzuwandeln. Heute sieht die Situation anders aus.

La Grande Halle de la Villette (abgek.: la Villette), zwischen zwei Wasserläufen gelegen, dem Canal de l'Ourcq (Ost-West) und Canal Saint Martin (Nord-Süd), umfaßt, nachdem Francois Mitterrand grünes

Licht für das Projekt gegeben hatte ein Museum für Wissenschaft und Technik (nebst riesiger Projektionsfläche für wissenschaftliche Filme), rechts davon das Zenith, ein Zelt für 6.000 Zuschauer (vorgesehen für Rockkonzerte u. ähnl.) und schließlich die Cité de la Musique und die Grande Halle, den eigentlichen Schlachthof. Eröffnet wurde am 25. Januar.

Die Grande Halle bildet darüberhinaus den Kern eines weiteren Projekts: des 'Parc de la Villette' (Architekt: Bernhard Tschumi). Der Schlachthof selbst war ursprünglich nichts anderes als eine mehrschiffige Halle, die nun, zumindestens op-

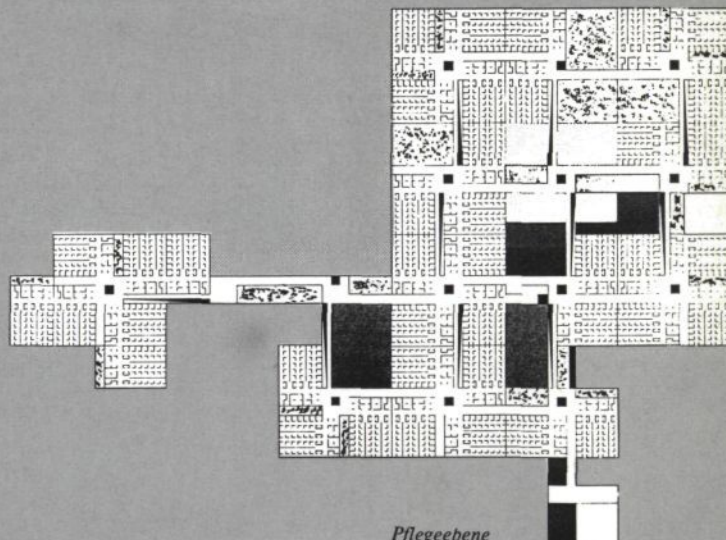
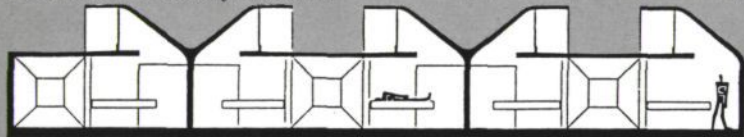
tisch fast unverändert in ein multifunktionales Kulturzentrum umgewandelt wurde. Die durch die Rekonstruktion alter Fabriken bekannt gewordenen Architekten Reichen und Robert haben hier, meiner Ansicht nach ausgezeichnete Arbeit geleistet. Kein High-Tech-Schuppen, sondern ein brauchbares Gehäuse mit technischer und administrativer Infrastruktur im Keller, Räumen unterschiedlicher Größe im Erdgeschoß, die je nach Bedarf verändert werden können und einem Zentralraum, dem Mittelschiff für große Ausstellungen, der im Obergeschoß durch mobile Metallbrücken überkreuzt wird. Ein kleiner, halbrunder

Saal im Keller für Filmvorführungen, Konzerte, Theater oder Konferenzen nebst Bar rundet das Ensemble ab. Er ist nach Boris Vian benannt.

Der doppelte Anspruch Kunst und Technik auf einem urbanistisch durchgeplanten Terrain zu vereinen und gleichzeitig ein kulturell vernachlässigtes Viertel neuzubeleben, scheint den Verantwortlichen des Gesamtprojekts André Canas, Francois Barré und Gilles de Bure, nicht zu hochgesteckt, obwohl sie sich bewußt sind, daß dieses Mamutprojekt dazu tendiert, in seine Einzelteile zu verfallen. Mal sehen. Marie Luisa Müller

Le Corbusiers Krankenhausprojekt für Venedig

Patientenzimmer Grundriß und Schnitt



Ein von Le Corbusier in den Jahren 1964 bis zu seinem Tod geplantes Krankenhaus für Venedig steht im Mittelpunkt einer Ausstellung des Instituts für Krankenhausbau im Foyer des Architekturgebäudes der TU Berlin. Die Ausstellung wurde von Prof. Wischer und Wolfram Fuchs initiiert, dauert vom 26. 04. bis zum 05. 07. 1985 und stellt das Ergebnis einjährigen Forschens und einer Lehrveranstaltung für Architekten vor. Neben der Dokumentation dieses letzten Projektes von Le Corbusier, das nach seinem Tod nicht mehr ausgeführt wurde, beleuchtet die Ausstellung drei nach wie vor aktuelle Aspekte des Entwurfs:

- Einen späten Wandel in Le Corbusiers Umgang mit Architektur, vom bauplastischen Solitär hin zu einer additiven Struktur, deren herausragende Merkmale Anpassungsfähigkeit und Erweiterbar-

keit sind;

- Das Krankenhaus als Stadt – eingebettet in die gewachsene Stadlandschaft, ein Haus, das sich den Menschen, die darin leiden, heilen, arbeiten, wohnen oder zu Besuch kommen, als Teil der Stadt und zugleich als Stadt in der Stadt anbietet;

- Der Mensch im Mittelpunkt einer Krankenhausplanung, die bei Le Corbusier zu den beispiellosen Krankenzimmern und unorthodoxen Grundrissen für die Betriebsstellen geführt hat.

Das Krankenhausprojekt für Venedig nimmt nicht nur im Werk Le Corbusiers eine einzigartige Stellung ein, sondern auch innerhalb der Typologie von Krankenhausbauten: mit seinen über 1200 Betten, einer Grundrißstruktur, die an frühere Teppichentwürfe des Architekten erinnert, einer betont niedrig gehaltenen Gebäudehöhe, die sich der hi-

storischen Bebauung der Lagunenstadt unterordnet, den minimierten Krankenzimmern, die durch Oberlichter indirekt belichtet werden und einer auch heute noch fortschrittlichen Ein-Bett-Zimmer-Konzeption. Obwohl die Planung heute, nach dem Abrücken von der Großform, nicht nur im Krankenhausbau, mehr denn je umstritten ist, obwohl die Vorstellung eines fensterlosen 9m²-Krankenzimmers unrealisierbar erscheint, lohnen die innovativen Gedanken des Entwurfs und seine Sonderstellung im Werk Le Corbusiers eine eingehendere Auseinandersetzung. Die Ausstellung des Instituts für Krankenhausbau bietet die Gelegenheit dazu.

Sie umfaßt neben allgemeinen Informationen zum Krankenhausbau und zu Le Corbusiers Architektur eine analytische Aufarbeitung der Pläne und Dokumente zu diesem

Pflegeebene

Projekt. Modelle geben ein anschauliches Bild der beabsichtigten Raumwirkungen: im Maßstab 1:200 von der Gesamtanlage, im Maßstab 1:50 von einer Pflegeabteilung und der Aufbau eines Krankenzimmers mit kompletter Innenausstattung in Originalgröße. Zu der Ausstellung wird ein dokumentarischer Videofilm hergestellt, der u.a. anhand von filmischen Modellsituationen das Projekt in seiner realen Umgebung zeigt und seine Beziehung zu Venedig erläutert. Zur Ausstellung erscheint ein ausführlicher Katalog mit der bislang umfassendsten Darstellung des Projektes und einem Vorwort von Mario Botta, ehemals Mitarbeiter an diesem Projekt.

Der Katalog erscheint im Verlag Dietrich Reimer, Berlin; 109 Seiten zu DM 20,- in der Ausstellung und DM 28,- im Buchhandel.

Wolfram Fuchs



Holleins Wiener Träume

Zur Ausstellung „Traum und Wirklichkeit. Wien 1870–1930.“

Diesen Sommer gleicht der Neo-Renaissance-Bau des Wiener Künstlerhauses einer aufgedonneten Hollywoodfassade: auf dem Dach des linken, gold gestrichenen Seitenflügels postiert sich träumend ein überlebensgroßer Frauenakt – einem Gemälde Gustav Klimts entsprungen. Den rechten Teil des Gebäudes, nüchtern, ganz in grau gehalten, krönt ein rot-brauner Turm, der sich an das Eingangsmotiv des Karl-Marx-Hofs anlehnt.

Dazwischen strahlt wie auf einem amerikanischen Motel – in dicken Leuchstofflettern, worum es geht: Traum und Wirklichkeit. So lautet der Titel der Ausstellung über das Wien von 1870 bis 1930, die das historische Museum der Stadt Wien in der Zeit vom 28. März bis 6. Oktober 1985 veranstaltet. Hans Holstein inszenierte das ganze Spektakel.

Die Kristallisationsorte neuester kultureller Ideen der Jahrhundertwende scheinen sich nach und nach ihrer Vergangenheit zu erinnern. Während Berlin letzten Herbst noch zurückhaltend, aber umfangreich und informativ das „Berlin um 1900“ vorstellte (vgl. 77 ARCH⁺, S. 7), feiert sich Wien mit lautem Getöse selbst – nicht zuletzt geht es auch um Touristenfang. Gezeigt werden sollen in 24 Kapiteln nicht nur „die künstlerischen, sondern auch die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse der sechs Jahrzehnte von Wien, die einen besonderen Höhepunkt der abendländischen Kultur bedeuten“, so eine Ausstellungsankündigung.

Es geht um das Wien der Widersprüche: Glanz und Gloria verdecken nur soziale Not und Elend; die Suche nach eigenem, wahren Ausdruck verliert sich in den Träumen des Jugendstils – geträumt gerade von denen, die die Fassade hedonistischer Ästhetik einer Ringstraßenära durchschauten; Männer wie Karl Kraus, Ludwig Wittgenstein, Arnold Schönberg, Sigmund Freud und Adolf Loos versuchen die Scheinlösungen einer narzisstischen Ästhetengeneration zu überwinden, in dem sie radikale, auf ein positives Neue hin gerichtete Kritik an überkommenen Vorstellungen üben – und werden noch immer nicht richtig anerkannt.

Die Schau dreht sich um das ganze Wien des fin de siècle. Schwerpunkte bilden Architektur und Jugendstil; eben diese Secessionsbewegung, deren gebautes Manifest von Josef M. Olbrich, grau, verloren und von der Ausstellung ausgenommen, mühsam restauriert wird – von den Stufen des Künstlerhauses noch sichtbar.

Zu weit entfernt sich Ausstellungsdesigner Hans Hollein allerdings nicht von den Künstlern der Jahrhundertwende. Konfliktfrei präsentiert er sein Wien, ganz in der Tradition secessionistischer Stilkunst; jene ästhetische und theatralische Kultur, zu der man Zuflucht vor einer unerfreulichen Realität suchte, wie Carl E. Schorske im Katalog schreibt.

Otto Wagner ist der Über-Vater der Wiener Moderne – als Gesamtkunstwerk-Produzent, nicht als Konstruktivist. Im Mittelpunkt steht auf einem überhöhten Sockel ein Modell seiner Kirche am Steinhof; vorbereitet durch zwei große Lichtbilder, die das Innere des Postsparkassenamtes und der Kirche am Steinhof zeigen, bevor dann der 1:1-Nachbau des Depeschbüroportals der liberalen Zeitung „Die Zeit“ lockt. Eingerahmt wird das ganze von umfangreichen Architekturzeichnungen, gefüllt von einem Modell des Postsparkassenamtes.

Eine Etage tiefer führt ein schwarz-weiß, geometrisch gemusterter Teppichboden zu Josef Hoffmann. Er wird hauptsächlich durch zwei Modelle – Palais Stoclet und Villa Skyma Primavesi – vorgestellt. Das wichtige Sanatorium Purkersdorf ist nur auf einem kleinen Foto und mit einem Stuhl zu sehen – eine Wiener Galerie stellt zur Zeit die Inneneinrichtung aus.

So scheint Josef Hoffmann nur Vorbereiter der Wiener Werkstätten zu sein, aus deren Produktion über 600 Exponate zusammengetragen wurden. Den einzigen Mangel der Künstlervereinigung erfährt der Besucher im letzten Abschnitt einer Erläuterungstafel: „Was man tatsächlich schuf, waren Produkte für wenige ... ausschließlich für solche, die viel Geld hatten und es sich leisten konnten.“

Der Makel wird gern aufgenommen.

men. Vornehm schick – grau, Halogenlampen unter weißem Baldachin – präsentiert sich das Kunstgewerbe in Vitrinen und Glasschränken, schatzkammerähnlich, wie in einem teuren Porzellanladen.

Ein paar Stufen tiefer, lichter Eleganz verschwunden, erscheint Adolf Loos beinahe als ein Vorreiter postmoderner Architektur: fasziniert durch die originalgetreue Rekonstruktion der Kärntner (American)-Bar Fassade erblickt man durch deren Eingang ein über zwei Meter hohes Modell der Chicago Tribune Column, das auf einem Marmorsockel thront. Etwas abseits steht als Modell das Haus am Michaelerplatz. Als Loos' Hauptwerk wird es durch einen kleinen Text bezeichnet. Kein Wort aus seinen radikalen Schriften gegen die Secession, den Jugendstil, Kunst als angewandter Kunst; die Ideen eines Raumplans erschließen sich nur dem, der sie schon kennt. Adolf Loos war es auch, der nicht nur bürgerliche Wohnungen plante, sondern sich um 1920 sehr stark in der sozialreformerischen Siedlerbewegung engagierte (vgl. 55 ARCH⁺, S. 26ff). Der (außer)parlamentarische Druck der Selbsthilfebewegung führte zu einer „Sozialisierung von unten“. Dadurch wurde die Gemeinde Wien zu einer aktiven Wohnungspolitik gezwungen, die in das „Wohnungsbaugesetz vom 23. Jänner 1923“ mündete; das dann die letzte Architekturstation der Ausstellung ist.

Beispielhaft für den Gemeindeförderungsbau des „Roten Wien“ (vgl. 45 ARCH⁺, S. 9 ff) wird der Karl-Marx-Hof von Karl Ehn, einer der Volkswohnungspaläste, vorgestellt. Der eineinhalb Kilometer lange Baublock mit begrüntem Innenbereich und zahlreichen Gemeinschaftseinrichtungen, die „Ringstrasse des Proletariats“, präsentiert sich als ein schönes Spiel, nicht als radikale Neuerung: neben Modellen und Zeichnungen ist in Originalgröße ein Wohnungsgrundriß im Fußboden abgebildet, über flauschigen Teppichboden begehbar. Der Fortschritt dieser Wohnungen gegenüber den engen, dunklen Mietzinskasernen der Gründerzeit zeigt sich nicht; ebenso nicht, daß die Ware Wohnung zu einer sozialen Dienstleistung der Kommune wurde, die ach Sportanlagen, Kinderspielflächen, Zentralwäscherei, Bibliotheken usw. einrichtete. Der sozialreformerische Ansatz des Superblocks verschwindet hinter mächtiger Gestaltung.

Wo steht Architektur in der Spannung zwischen Traum und Wirklichkeit? Wo liegen Erklärungen im spät-habsburgischen Wien? Was hat der Börsenkrach von 1873 mit Strauß' Fledermaus, Markarts Atelierzimmer und Otto Wagner zu tun? Warum gibt es Parallelen zwischen Karl Kraus, Ludwig Wittgenstein, Arnold Schönberg und Adolf Loos?

„Rationalität und Emotionalität“ sollen nach Hans Hollein „gleichrangig nebeneinander stehen“. Das „Fest des Schauens“, wie sich die Ausstellung selber versteht, ist voller Festesfreuden. Gefeierte wird ein Sinnestaumel, optische und akustische Eindrücke werden mit Genuß serviert, witzig, ideenreich, populär, ständig konsumierbar: bis hin zur Völlerei. Ohne Unterlaß.

Doch besteht kein Zusammen-

spiel der 24 Kapitel des bourgeoisien Wien, zeigt sich in ihnen kein roter Faden. Politisches, soziales und kulturelles Elend werden weggeschminkt. „Die Aura des Originals wird ... zur Provokation von Assoziationen, zur Mitteilung komplexer Konstellationen und Zusammenhänge“ umschreibt Hans Hollein sein aufklärerisches Gestaltungskonzept. „Die konkreten Objekte sind Metaphern. Metaphern eines Traums, der Wirklichkeit wurde und einer Wirklichkeit, die sich keiner im Traum vorstellte.“ Ist das die ganze Dialektik, die Hans Hollein zwischen Traum und Wirklichkeit anzubieten hat? Dient es „der Mitteilung komplexer Zusammenhänge“, wenn der Wiener die rote Fahne, kämpferisches Symbol der Arbeiterbewegung, zu einem süßlichen Fries werden läßt? Wenn der Balkon der im Teppichboden eingelassenen Arbeiterwohnung des „Roten Wien“ mit drei roten, brüstungshoch angebrachten Geranien geschmückt wird? Wenn die blutbefleckte Uniform des Thronfolgers Franz Ferdinand von acht Goldblechkandelabern flankiert wird, die Hollein schon im Juwelierladen am Kohlmarkt verwendete?

„Bei ihm wird auch das Radikalste mühelos konsumierbar. Aufklärerischer Gestus ist nicht seine Sache. Gegensätze, an denen sich Wien doch bis heute wundreibt, werden zur ornamentalen Gebärde verklärt (und damit auch beruhigt)“, beobachtete Sigrid Löffler in der Wiener Zeitung „profil“ (Nr. 14/85, S. 68).

Und das Urteil der beiden Hollein-Kritiker Otto Kapfinger und Adolf Krischanitz über den Museumsbau in Mönchengladbach (UMB AU 8, S. 15) könnte das Ausstellungsdesign nicht besser treffen: „Holleins bildnerische Dialektik wirkt absolut nicht aufklärend in dem Sinn, daß die Dinge gegenseitig ihre Bedingtheiten und ihre geschichtlichen „Wahrheiten“ reflektieren ... Die sichtbaren Widersprüche und Mehrdeutigkeiten in Holleins Design reizen nicht zur Aufklärung oder zur kritischen Befragung ... Ihre Provokation ist mit Gold und Diamanten wattierte, ihr Scheitern vollendet gespielt.“

Wolfram Wagner

Termine

Das Frauen Museum zeigt im Mai/85 folgende Ausstellungen:

bis 2. 6. 85: „Umwelt – Naturkunst“ 40 Künstlerinnen aus der gesamten BRD zeigen Bilder, Fotos, Objekte und Installationen, vorzugsweise mit Materialien aus der Natur. Dokumentationen zur bedrohten Pflanzenwelt, Hausmüllbeseitigung, Kräutern, Wohnumfeldverbesserungen etc.

ab 10. 5. 85: Einzelausstellung Franziska Becker Gezeigt werden ca. 500 Exponate der „Emma“ Cartoonistin

Das Frauen Museum ist während der Pfingstfeiertage geöffnet.

Frauen Museum frauen formen ihre stadt e.V. Barbara Wessel Im Krausfeld 10 5300 Bonn Tel. 02 28/69 13 44 Öffnungszeiten: Di.–So. 15–18 Uhr Gruppen nach Vereinbarung

Reihenhaus

Am Lehrstuhl I für Baukonstruktion der Universität Stuttgart ist wieder ein Selbstbau-Projekt im Rahmen der Lehre fertiggestellt worden: Nach der Studentenwohnanlage in Stgt.-Vaihingen und dem Jugendhaus in Stgt.-Wangen¹⁾ nun ein Versuchshaus für Reihenhäuser. Bei diesem Projekt ist das Selberbauen nicht nur didaktisches Mittel, wie im wesentlichen bei den bisherigen Experimenten²⁾, sondern hier sollten auch Erfahrungen gewonnen werden, die der „normalen“ Selbstbau-familie zugute kommen können.

Die vier Diplomanden Cornelia Gfrörer, Elisabeth Knierim, Ursula Krämer und Kurt Kühfuß bearbeiteten unter Betreuung von Peter Sulzer und Rolf Schneider einen gemeinsamen Entwurf für ein Holzhaus, wobei der Schwerpunkt der Arbeit auf einer kostengünstigen Konstruktion lag, die insbesondere selbstbaugerecht sein sollte. Der Hintergrund war eine vom Institut schon häufiger verwendete und weiterentwickelte Holzbauweise. Sie folgt in den Grundzügen der Methode des englisch-schweizerischen Architekten *Walter Segal*: am Boden vorgefertigte und danach hochgedrückte „Joche“ (Stützen und Hauptträger – Doppelzangen verbunden mit Bolzen und Dübeln), Außen- und Innenwandkonstruktion aus Tafeln, die durch Klemmbretter zusammengehalten werden, Aufständern der ganzen Konstruktion, d. h. Abheben des EG-Fußbodens vom Gelände um etwa 70 cm. Segals Methode wurde schon bei den früheren Bauten des Lehrstuhls auf deutsche Verhältnisse angepaßt und weiterentwickelt. Besonders kennzeichnend sind die schlanken Querschnitte der tragenden Teile: 12 x 12 cm für die Stützen und 5 x 28 cm, die sogenannte „Maurerdiele“, für alle Träger. Plattenformate (Duripanel-Platten, Isotexplatten und Gipskartonplatten) werden so verwendet wie sie von der Industrie geliefert werden – allenfalls abgelängt oder einmal durchgetrennt. Das Grundrißraster ist auf diesen Halbfabrikat-Maßen aufgebaut. Alle Holzteile lassen sich mit der Handkreissäge durchtrennen. Große Maschinen oder ein Kran sind nicht notwendig (obwohl das gebaute Reihenhäuser ca. 9,50 m hoch ist). Insgesamt ermöglicht die Bauweise



Experimentalbauten an deutschen Universitäten 2

nicht nur einen hohen Selbstbauanteil, sondern auch sehr weitgehende Freiheiten, d. h. Mit- oder Selbstbestimmung in der Grundrißgestaltung und bei der Fensteraufteilung der Fassade.

Bei dem Versuchshaus – einstweilen ein Widersinn: ein einzelstehendes Reihemittelhaus – war natürlich die Schallübertragung in der Reihe zu berücksichtigen. Man entschied sich, eine Reihenhause-Trennwand aus Beton-Schalungssteinen zu bauen, die andere Längswand jedoch versuchsweise als Leichtbauwand auszuführen und mit einer Stülpschalung zu versehen.

Während das Äufriichten des Skeletts vergleichsweise leicht und schnell ging, hat die Baugruppe (bestehend aus den Diplomanden und Praktikanten des 2. Semesters und den Betreuern) die Betonbauerei als Plackerei erlebt. Das ist freilich nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß wegen der geringen Betonmenge, die zum Verfüllen der Schalungssteine für die eine Wand benötigt wurde, alle Arbeiten mit Ausnahme des Mischens von Hand erledigt worden sind. Außerdem wogen die Schalungssteine 28 kg pro Stück, was besonders für die vielen mitar-

beitenden Frauen fast unzumutbar war. Während man beim Skelett schnelle Erfolgsergebnisse hatte und bald Räume sich bilden sah, war der Ausbau viel Puzzlearbeit: hier ein Brett und dort noch eine Leiste, hier ein zu kurzes Teil und dort ein zu langes, was wieder neue Arbeit mit sich brachte ... aber auch viele Erfahrungen über Eigenarbeit, viel Spaß und manche Gruppenkonflikte. Die Planer bekamen ihre Fehlerrückkopplungen unmittelbar und oft handgreiflich zu spüren. Die Betreuer sahen, daß auch sie nicht immer aufgepaßt und nicht alles noch einmal vollständig durchdacht hatten.

So ein selbstinitiiertes und selbstmotiviertes Bauvorhaben mit 140 m² benutzbarer Fläche wird natürlich nicht einfach nur von der Universität finanziert – selbst wenn es ein normales Baugenehmigungsverfahren als Einfamilienwohnhaus durchlaufen hatte und eine Vereinbarung getroffen wurde, daß es für studentische Arbeitsplätze zur Verfügung gestellt wird. Das Gebäude steht zwar auf dem Universitätsgelände und ist jetzt Eigentum der Universität Stuttgart, aber für die notwendigen Mittel hatten die Erbauer größtenteils selbst zu sorgen.

zum Selberbauen

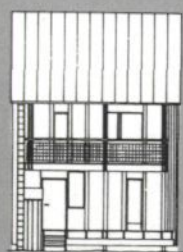
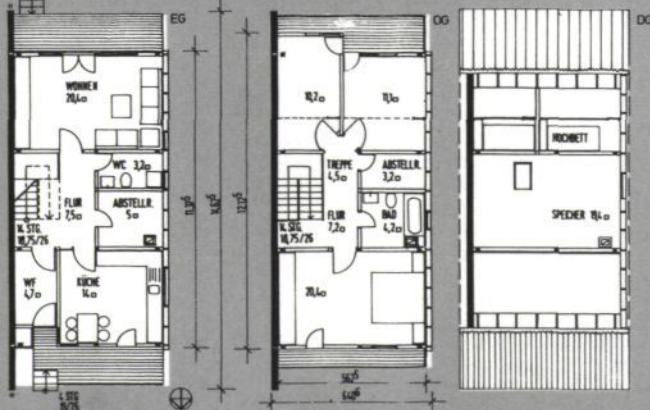
Ca. 30.000,- DM für die Fundamente, für Heizungs- und Sanitärarbeiten, für Außendämmung zur Simulation der Verhältnisse beim Reihenhausbau (alles Dinge, die nicht im Selbstbau ausgeführt wurden) wurden vom Universitätsbauamt getragen. Der Lehrstuhl hat ca. 40.000,- DM an Geldspenden besorgt und die Diplomgruppe noch einmal ca. ebensoviel in Form von Sachspenden der Industrie. Die Betelbriefe kosteten viel Zeit und viel Geduld, aber es hat sich gelohnt. Nur so konnte gezeigt werden, daß es möglich ist, für etwa 120.000,- DM Baukosten und allerdings vielen Selbsthilfe-Stunden (deren Anzahl nicht übertragbar ist, da uneigennützig von Studenten gebaut wurde) ein Wohnhaus mit gutem Gebrauchswert zu erstellen; nur so konnte viel gelernt und sicher auch einiges mehr als im üblichen „zweidimensionalen Studium“ gelehrt werden.

Vielleicht können die Erfahrungen beim Bau dieses Versuchshauses demnächst irgendwo in ein „echtes“ Wohnungsbau-Projekt einfließen. Vorerst beschäftigt sich eine Forschungsgruppe, die im Versuchshaus ihr Domizil gefunden hat, mit der Auswertung der hier und bei anderen Selbstbauereien gemachten Erfahrungen und mit der Aufzeichnung wichtiger Prozeßmerkmale. Außerdem ist vorerst eines nicht zu vergessen: den bei uns jetzt propagierten Selbstbau von Wohnhäusern auf diese Weise zu fördern, ist kein unproblematisches Unterfangen. Schließlich soll hier mit viel Anstrengung von den Familien Eigenarbeit anstelle von Eigenkapital eingebracht werden, weil durch die hohen Boden-, Bau- und Kapitalkosten anders das Bauen für viele sonst kaum mehr erschwinglich ist ...

Ursula Krämer, Kurt Kühfuß,
Rolf Schneider

Anmerkungen:

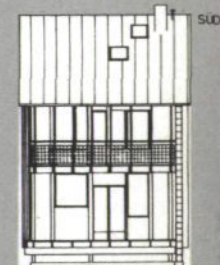
- 1) siehe auch 74 ARCH⁺, S. 11
- 2) siehe Peter Sulzer, Peter Hübner, Rolf Schneider, Jürgen Lecour, Norbert Hausteil, Karsten Müller, Ralph Wilczek: „Lernen durch Selberbauen. Ein Beitrag zur praxisorientierten Architekturausbildung“ Karlsruhe, C. F. Müller Verl., 1983



Versuchshaus Vaihingen
Universitäts-Versuchsgelände Allmandring 25a
Projektgruppe

Wohnflächen
EG
OG
Keller
Speicher

(DIN 283)
57,17 qm
63,31 qm
120 qm
16,60 qm
19,40 qm



Reihenhäuser in Selbstbauweise (0711) 29 42 38
Institut für Baukonstruktion I Prof. P. Sulzer
Universität Stuttgart Keplerstr. 17

Geschützt durch dicke Mauern und efebewehrte Fassade, begünstigt durch provinzielle Betulichkeit im Windschatten des Kompetenzgerangels zwischen Hochschule und Administration, existiert seit 14 Jahren das Studienmodell Hannover. Dieser bemerkenswerten Symbiose zwischen Fortschrittlichkeit und Provinzialität droht es nun im Zuge der Neuordnung der Studiengänge nach dem NHG (Niedersächsisches Hochschulgesetz) an den Kragen zu gehen.

Die Früchte der Achtundsechziger

Der allgemeine Umbruch an den Hochschulen gegen Ende der sechziger Jahre wirkte sich auch auf die hannoversche Architekturabteilung aus. Die allgemeine Diskussion über die Funktion der Hochschule in der Gesellschaft und Art und Gestalt der Hochschulausbildung führte in Verbindung mit dem entsprechenden „Druck von unten“ auch in Hannover zur Ablösung der Ordinarien-Universität durch eine „zeitgemäße, vorläufige Studienordnung“. Die damalige Stimmung, die die Neuordnung hervorbrachte, zeigte sich sogar im Arbeitspapier der Dekankonferenz vom Oktober 1970. Hier ein Auszug: „Lernziel ist der kritisch tätige Architekt, der im Rahmen einer umfassenden Umweltplanung kreativ an der Verwirklichung der Bauaufgaben mitarbeitet, denn Praxis bedeutet Kenntnis von Voraussetzungen, Wirkungen und Bedeutung der Architektur im gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang und gleichzeitig rational begründbarer Einsatz von technischen und formalen Mitteln zur Herstellung einer bedürfnisgerechten Umwelt“. Diese bemerkenswerten Erkenntnisse, die auch den Bildungsverantwortlichen der Gegenwart zu gönnen wären, umreißen die Grundpositionen des Studienmodells Hannover, so wie wir sie verstehen.

Kennzeichnende Merkmale des Studienmodells Hannover

- inhaltlich:
- Projektarbeit
 - fächerübergreifend, interdisziplinär
 - Miteinbezug von geistes-, sozial-

und politikwissenschaftlichen Themen

formal:

- Stärkung der Eigenverantwortlichkeit durch freie Themen- und Fächerwahl
- kooperative Arbeitsformen
- Möglichkeit zur vertieften Auseinandersetzung im Rahmen einer 5-Monatsdiplomarbeit anstelle eines 2-Monatsdiplom

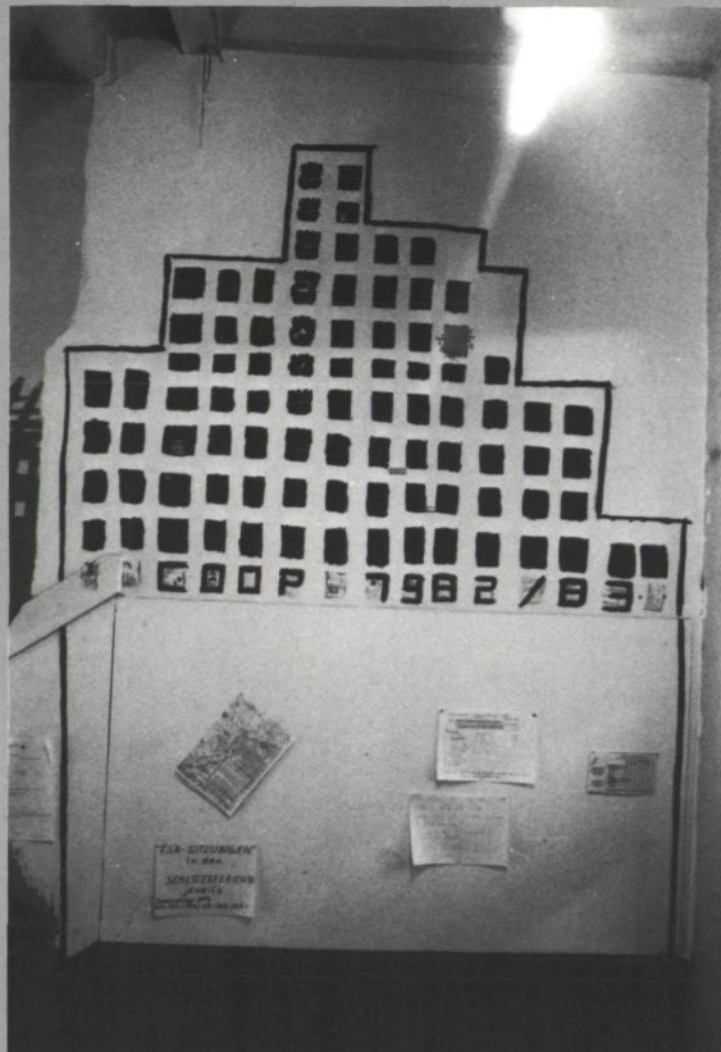
Studieninhalte und Ziele

Die oben genannten Merkmale, die als Kriterien einer „fortschrittlich orientierten“ Lehre gelten können, waren natürlich auch in Hannover nie umstritten und sind einem stetig steigenden Gegendruck durch die konservativen Kräfte in Lehre, Verwaltung und Regierung ausgesetzt. Diese fortschrittliche Lehre hat deshalb auch nie vollständig Eingang

gefunden in die hannoversche Architekturabteilung; tatsächlich überwog sogar zu allen Zeiten das „konventionelle“ Fächerstudium. Der entscheidende Unterschied zu anderen Unis liegt in der Tatsache, daß die liberale Studien- und Prüfungsordnung für entsprechend engagierte Studenten und Lehrende die Möglichkeit offenläßt, neue Wege bezüglich Form und Inhalt zu beschreiten. Diese Freiräume, die sich einer direkten (Leistungs-) Kontrolle und einem reglementierten Ablauf entziehen, sind der Kristallisationspunkt der Kritik am Modell Hannover. Die konventionellen Fachinhalte, das sogenannte „Handwerkszeug“ des Architekten, so argumentieren die Kritiker, kommen zu kurz. Mit dieser Argumentation tun sich besonders die Vertreter der ingenieurwissenschaftlichen Fraktion hervor. Hier scheint immer noch die Meinung vorzuherrschen, daß die Krise der neueren deutschen Architektur im wesentlichen im Bereich der Dachanschlüsse und der Fensterdichtungen begründet liegt, und daß man deshalb die Baukonstruktion schwerpunktmäßig zum Inhalt der Architekturausbildung machen muß.

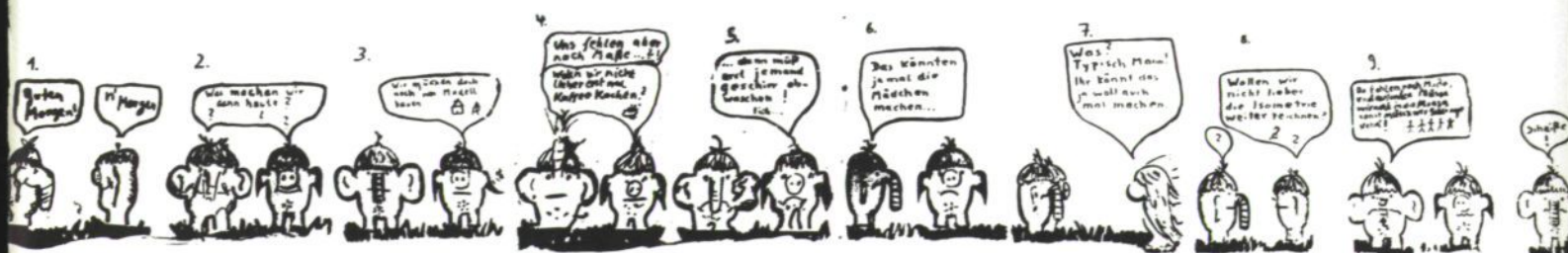
Nichts gegen Details – aber erst mal wissen wofür und in welchem Zusammenhang; Architektur nur als Verfeinerung und Verbesserung von Produkten zu betrachten, ohne den Prozeß des „Gebrauchens“ von gebauter Umwelt zu berücksichtigen, ist der falsche Ansatz. Wir halten deshalb die erweiterten Fachinhalte und die liberalen Arbeitsformen im Sinne der oben genannten Kriterien für ebenso wichtig wie das Erlernen der herkömmlichen Architektendisziplinen; nur ganzheitliche Betrachtungsweisen mit Einbeziehung von sozialen, gesellschaftlichen und politischen Aspekten können uns weiterhelfen auf dem Weg zu einer endlich auch „sozial gebrauchsfähigen“ Architektur.

Die Bedeutung derartiger Betrachtungsweisen wird nicht von allen Vertretern der konventionellen Lehre bestritten; nur will man ihnen nicht einen so hohen Stellenwert in der Lehre einräumen. Der „engagierte Student“, so argumentiert man, „erarbeitet die Problematik selbständig neben seinem Fächer-



Das Architekturstudium an der Uni Hannover in der hochschulpolitischen Entwicklung

Wandmalerei in einem Coop-Arbeitsraum





studium." Auf eine kurze Formel gebracht, könnte dies lauten: „Handwerkszeug als Pflicht, Problembewußtsein als Kür für denjenigen, der es unbedingt haben will.“

Modell Hannover Konkret: das Coop

Ein wesentlicher Bestandteil des Studienmodells Hannover ist das Coop-Seminar. Dies richtet sich als 2-semestriges Einführungsseminar an Studienanfänger und soll ihnen die Orientierung für das weitere Studium erleichtern. Ein vorher festgelegtes Projektgebiet wird dabei unter verschiedenen Aspekten (städtebaulich, baugeschichtlich, gebäudeplanerisch, soziologisch, politisch) betrachtet. Mit der Teilnahme an diesem Seminar können je nach Jahrgang 4–6 Fachanerkennungen (das entspricht einem Drittel bzw. der Hälfte der zum Vordiplom geforderten Leistungen) erlangt werden. Es wird im wesentlichen in Kleingruppen von 6–10 Teilnehmern gearbeitet, wobei die Betreuung durch Tutoren (wissenschaftlichen Hilfskräften) und dem fachlichen Schwerpunkt entsprechend von der geeigneten Lehrperson geleistet wird.

Erfahrungsgemäß ergeben sich in jedem Jahr auch bei unterschiedlichen Projektgebieten ähnliche Schwierigkeiten, die auf die ungewohnte Arbeitsform, die Gruppengröße, die komplexe Themenstellung zurückzuführen sind. Auch der Anspruch der „Selbstbestimmtheit“, der die nähere Ausgestaltung der Vorgehensweise den Studenten selbst überläßt, führt aufgrund der unterschiedlichen Erfahrungshintergründe der einzelnen Gruppenmitglieder zu Konflikten in den

Gruppen. Trotz dieser Schwierigkeiten ist das Coop gerade wegen seiner Arbeitsform eine wichtige Alternative zum herkömmlichen Fächerstudium, da ein Austausch über verschiedene Meinungen komplexere Sachzusammenhänge verdeutlicht und gleichzeitig eine bessere Vorbereitung auf eine nutzer-

Als Beispiel:

Das Coop-Konzept des Jahres 1982/83

Wintersemester

*Vorstellen des Coops in der Einführungswoche
Stadtrundfahrt, Gruppenbildung nach dem Zufallsprinzip (1. Woche)*

Wohnbiographie

- Durch Aufschreiben, Zeichnen, Photographieren der eigenen Wohngeschichte, bzw. Teilen daraus werden Erfahrungen mit Räumen bewußt. Räume sind nicht nur gebaute Umwelt, sondern bekommen ihre Bedeutung auch durch ihre Funktion und Nutzung.
- Durch das Gespräch in der Gruppe und einen Austausch von Erfahrungen erfolgt eine Sensibilisierung für die Betroffenheit und Wahrnehmung anderer.
- Außerdem scheint es uns wichtig, daß alle gleiche Voraussetzungen haben, denn zu dem Thema Wohnbiographie kann jeder etwas beitragen. (ca. 5 Wochen)

Konkretes Projekt (Neubaugebiet „Roderbruch“)

- Wahrnehmen und Erfassen eines Wohngebietes/Stadtteils,

orientierte, partizipatorische Planungsweise darstellt.

Ausblick und Fazit

Die hier beschriebenen Freiheiten, die das Architekturstudium an der Universität Hannover von anderen Hochschulen unterscheiden, sind durch die sich verändernde oder schon veränderte Gesetzeslage gefährdet. Eingeleitet durch das Hochschulrahmengesetz (HRG) von 1976 und fortgeführt durch das Niedersächsische Hochschulgesetz (NHG) zeichnet sich eine stärkere Reglementierung des Studiums ab, in dem die Qualitäten des bisherigen Modells keinen Raum finden werden. Die wesentlichen Einschränkungen, die von der Fachkommission 22 auf Grundlage des NHG erarbeitet sind, sind:

- die Anhebung der Wochenstundenzahl auf 48 Stunden
- Festlegung des Lehrprogramms durch Stundenplan mit Schwer-

z.B. Art und Zustand der Gebäude, Funktion und Nutzung für die Bewohner, soziale und ökonomische Situationen. Hilfsmittel können u.a. sein: Begehungen, Zeichnungen, Photos, Bauaufnahmen, Beobachtungen, Gespräche, Rollenspiele, ... (ca. 4 Wochen)

Die Frage nach den Rahmenbedingungen des Projekts

- Welche gesellschaftlichen Zwänge führten zu der derzeitigen Situation des Wohngebietes/Stadtteils/Hauses: historische Zusammenhänge, Gesetze, andere politische Entscheidungen, wirtschaftliche Faktoren?

Gegen Ende des Semesters sollen die Gruppen versuchen ein Thema für das folgende Sommersemester zu entwickeln.

Sommersemester

Im SS arbeiteten die Gruppen selbstbestimmt. Es war keinerlei Konzept mehr vorgegeben. Die von den Coop-Gruppen gewählten Themen gingen von sehr unterschiedlichen Ansätzen aus. Die Bandbreite erstreckte sich von einer theoretischen Auseinandersetzung mit ökologischen Gesellschaftsformen und ökologischem Bauen bis hin zum konkreten Fall einer Treppenhauserneuerung und Gestaltung mit den Mietern.

punkt Entwurf und Baukonstruktion

- Streichung des 5-Monatsdiplom
- Einschränkung der Gruppenarbeit durch Festschreibung zwingend erforderlicher Einzelerbeitsnachweise.

Diese Veränderungen sollten eigentlich schon längst eingetreten sein, konnten jedoch durch die Widerstände an der Abteilung, die sich durch alle Statusgruppen getragen wurden, immer wieder hinausgezögert werden. Nunmehr liegt aber ein Erlaß des Wissenschaftsministers vor, der die Anpassung der Prüfungsordnung an die Richtlinien der Fachkommission ultimativ bis zum Wintersemester 85 fordert. Womit, bei der derzeitigen Sachlage, die hochschulpolitischen Errungenschaften der 70-er Jahre und damit auch das Studienmodell Hannover zu den Akten gelegt wären. Auf der anderen Seite wird deutlich, daß die Arbeitsmarktlage für Architekten sich auch auf das Klima an der Hochschule auswirkt, und von Seiten der Studenten eher die Qualifikation für das gängige Architektenbild ins Auge gefaßt wird. Der studentische Elan zur politischen Mitwirkung hat in diesem Zusammenhang auch nachgelassen, zumal die gängigen Aktionsformen sich abgenutzt haben und der Kampf gegen die übermächtige Bürokratie allzu aussichtslos scheint. Die direkt Betroffenen, die Studenten, die in den nächsten Jahren ihr Studium aufnehmen werden, werden dann nie etwas anderes kennengelernt haben als ihren fertigen Stundenplan entgegenzunehmen.

Schließlich bleibt noch abzuwarten, inwieweit die Novellierung des Hochschulrahmengesetzes, die im Kern durch eine noch höhere Leistungsorientierung und Anbindung an die Wirtschaft gekennzeichnet ist (Eliteförderung, Ausbau der Drittmittelforschung, Kompetenzerweiterung für die Professoren), eine neuerliche Umstrukturierung der Hochschulen nach sich zieht. Die Art und Weise wie die „große Politik“ einmal mehr die Richtlinienkompetenz für die Hochschulausbildung an sich zieht, zeigt, daß von der vielzitierten Autonomie der Hochschule nicht viel übrig geblieben ist.

Ute Gieseking, Andreas Zunft, Reinhard Marschke, Evi Ehrenberg

Aufbaustudium an der Akademie der Bildenden Künste, München

Das „Aufbaustudium Architektur“ dauert 4 Semester.

Pro Semester wird ein Entwurfsprojekt bearbeitet, das von einem themenbezogenen Seminar begleitet wird. Zum Semesterthema wird auch ein Symposium veranstaltet. Die Studenten haben Gelegenheit, auf verschiedene Art und Weise aus den Erfahrungen von eingeladenen Architekten und Künstlern zu lernen: durch die klassische Form des Vortrags und der Podiumsdiskussion, wie auch durch individuelle Gespräche, die direkt auf das bearbeitete Semesterprojekt bezogen sein können. Die Studienexkursionen geben Gelegenheit, eigene Erfahrungen zu sammeln und sich für möglichst viele Aspekte des Themas zu sensibilisieren. Die Projekt-

arbeit und der Besuch von Seminaren und Vorträgen erfordern eine Zeitbereitschaft von 40 Stunden pro Woche.

In den letzten Semestern sind folgende Schwerpunkte der „Realen Architektur“ angesprochen worden:

- Kommunikation (Informelle Angebote in der Innenstadt, Gemeinschaftliches Wohnen);
- Angemessene Mittel (Sparhäuser, Schließen von Baulücken, „Provisorium“).

Gastlehrer in begleitenden Symposien und Vortragsreihen waren unter anderen: Günther Behnisch, Gottfried Böhm, Hermann Hertzberger, Lucien Kroll, Johannes Olvegren, Otto Steidle, Peter Seifert, Ottokar Uhl, Olle Volny. Im Sommersemester 1984 hat eine Exkur-

sion nach Paris stattgefunden, das Wintersemester 1984/85 wurde durch einzelne Exkursionen zu verschiedenen Wohngruppen eingeleitet.

Im Sommersemester 1985 wird zum Schwerpunkt „Wohlbefinden des Menschen“ das Thema „Mensch und Raum“ untersucht. Eine Studienexkursion nach Nordafrika ist diesmal als Abschluß der Semesterarbeit gedacht und soll Ende Oktober – Anfang November 1985 gemeinsam mit „alten“ und „neuen“ Studenten stattfinden.

Zulassungsvoraussetzungen

Das „Aufbaustudium Architektur“ wendet sich an Absolventen des Studiums der Architektur an einer

wissenschaftlichen Hochschule, einer Hochschule der Bildenden Künste oder einer Fachhochschule. Praxiserfahrung vor Beginn des Studiums ist erwünscht.

Für das Wintersemester werden weitere acht Studenten zugelassen. Die Auswahl der Bewerber wird aufgrund der eingereichten Bewerbungsmappen (planerische, künstlerische oder wissenschaftliche Arbeiten), sowie einer Eignungsprüfung getroffen.

Bewerbungsmappen sind bis spätestens 1. Juli 1985 in der Akademie der Bildenden Künste, Akademiestr. 2, 8000 München 40 einzureichen. Persönliche Beratungen und Informationen können am Lehrstuhl Prof. Erich Schneider-Wessling eingeholt werden.

an

Betr.: 78 ARCH⁺, Hugo Kükelhaus

Sehr geehrter Herr Kuhnert,
Ein Teil dieses Heftes ist dem Pädagogen, Architekten, Mathematiker, Philosophen, etc. Hugo Kükelhaus gewidmet. Wie das Titelbild schon erkennen läßt, nicht ohne Polemik. Ein klarer Kopf graphisch so wirr abgebildet, wie es Ihrem *Eric Peters* geraten ist, stimmt bedenklich.

Zunächst ist zum Inhalt über das Interview mit *Graubner*, der behauptet, Kükelhaus sei an der Fassade dieses Hauses gar nicht beteiligt gewesen, er habe einige grundsätzliche Überlegungen beigetragen, folgendes richtig zu stellen: Kükelhaus hat mir wiederholt durch Zeichnungen und Aussagen deutlich gemacht, daß er der eigentliche Gestalter ist.

Zum Beitrag von Hoffmann-Axthelm: Brauchbare Sinnlichkeit – was immer diese Aussage heißen mag – steht im deutlichen Zusammenhang mit dem Titelbild Ihres Heftes und der Position des Autors. Es werden zunächst unhaltbare Beziehungen zwischen Kükelhaus, den Architekten und der Architektur konstruiert, ohne daß auch nur ein konkretes Beispiel angeführt wird. Der erste Absatz des Autors endet mit der häßlichen Frage, ob Kükelhaus wirklich über Architektur gesprochen habe. Zu dieser Behauptung nur einige exemplarische Hinweise: Gestaltung mehrerer Sakral-Bauten; „Das unbezahlbare Haus“ (Merianheft über Soest); Unmenschliche Architektur, Gaya-Verlag, Köln; Fensterlose Schule Neuenburg, Vortrag am NDR. Die Beispiele ließen sich erweitern.

Im Abschnitt I versteigt sich Ihr Autor in einen Stil, der jede Seriosität vermissen läßt: Sic: „In seinen zahlreichen Schriften steht in ermüdender Eintönigkeit und immer gleichen Durcheinander seit fünfzig Jahren im Grunde dasselbe.“ „Sprachliche Geiselnahmen“ (welch ein unsinniger Ausdruck). Es wird von dem Sehen als von dem theoretischsten Sinn gesprochen, ohne, daß diese Behauptung belegt wird. Sehr erstaunlich. Und Kükelhaus kaue darauf herum. Die Behauptung, „Das Wort des Johannes sei eine Wiederholung von ‚Urzahl und Gebärde‘ und andere Bücher auch, wobei Ihr Autor bei einer unterstellten Unentschiedenheit frech von praktischem Überlebenswert spricht, zeugt nicht nur von Unkenntnis, sondern auch von Unverständnis. Das bezieht sich insbesondere auf die zitierten Quellen.

Im Abschnitt II wird dann deutlich, worauf das Vorangegangene abzielte: „Kükelhaus doch kein liebevoller Spinner, handfestere Ebene der Kükelhaus'schen Unentschiedenheit „seiner Balance (die ja durchaus auch ihren richtigen Ort haben könnte)“ – wie bedenklich unsicher stellt sich hier der Autor dar. – „Ideentechnokrat in seiner furchtbaren Harmlosigkeit und Liebe zur Sache; für das Nazi-Deutschland typisch. Dieses Organisieren von Herzblut ist eigentlich das Problem.“ Es genüge diese Dif-

famierungen aufzuführen, die noch fortgesetzt werden könnten. Hier wird mit Gemeinplätzen versucht einen Menschen zu zerstören. Hier wird das niedrigste Niveau einer Auseinandersetzung gewählt. Wer „Urzahl und Gebärde“ als Gedankengewimmel bezeichnet disqualifiziert sich. Keine Geringeren als *Albert Einstein* und *Eduard Spranger* haben sich nicht nur verstehend, sondern auch begreifend geäußert. Im Kontext überschätzt Ihr Autor offenbar seine Möglichkeiten. Wer aus Kükelhaus dialektischer Position eine Balance, Schaukel, usw. Haltung filtert und meint, sie auf seine Stellung im 3. Reich übertragen zu können, muß zur Rede gestellt werden. Nur zu genau kenne ich Hugo Kükelhaus' Position in Bezug auf den 20. Juli. (Kreisaue Kreis) Die entscheidenden Menschen haben sich im Hause von Kükelhaus getroffen. Bemerkenswert, daß Ihr Autor davon keine Kenntnis hat.

Yin und Yang sind ein Urprinzip, eine dialektische Figur, das gehörte zu Kükelhaus' These, niemals hat er es als seine philosophische Gedankenschöpfung betrachtet. Wissenschaftlicher Quellennachweise bedarf es nicht, wenn man in keine wissenschaftliche Diskussion treten will. Wengleich Kükelhaus jederzeit bereit war seine Quellen preiszugeben.

Die Schlußfolgerung von Hoffmann-Axthelm, daß Kükelhaus nach dem Kriege vorhandene Texte nur mit anderen Begriffen variiert, ist absurd. Warum jetzt noch weitere Stellungnahme, wenn Ihr Autor nur noch polemisiert? Es geht um Klarstellung! Ungefährtheit des Griechischen, der Philosophie, der Soziologie, der Psychologie, usw. reicht nicht zu apodiktischen Aussagen.

Es wird polemisch die Frage gestellt, warum die Alternativbewegung das Mißverständnis Kükelhaus überhaupt brauche. Vielleicht ist von vielen mehr begriffen worden als von einem.

Ihr Beitrag gerät ins Unerträgliche, indem behauptet wird, Kükelhaus habe sich selbst sabotiert, sei es im NS-Staat, durch Organisationsfähigkeit, sei es in der Bundesrepublik mit pädagogischen Maschinen. Er gipfelt in der Aussage: Kükelhaus' ganze Heilslehre der Wahrnehmung mündete in nichts anderem als technischen Vorkehrungen, wie man den Kindern in der Schule diejenigen sinnlichen Reibflächen wieder verschaffen könnte, die die Schule aus Prinzip, weil sie Schule ist, entzieht. Etwas ist von Hugo Kükelhaus enthalten, von Pestalozzi, Fröbel, Montessori usw., wengleich in der Sprache nach wie vor die Polemik schwingt.

Eines sei festgehalten: Kükelhaus war ein hervorragender Kenner sowohl Heideggers als auch Gehlens und anderer, aber er war einer, dem es zuallererst um die Pädagogik und ihre Folgen ging, auch die der Architektur.

Uwe Balzer

Sehr geehrter Herr Kuhnert,

Zweifelloso bringt das Heft mit einigen umfassenden Texten und Beiträgen gute Quellen zur eigenen Beschäftigung mit der Arbeit von H. K. Ihr „Meinungsteil“ dagegen widerspricht allen Ihren Absichtserklärungen bei der Besprechung der Zusammenstellung der Beiträge. Das Pamphlet von Herrn Hoffmann-Axthelm ist so unpraktisch wie unwürdig. Es ist unpraktisch, weil man mit arroganten ideologiekritischen Pointen einer Diskussion der behaupteten Widersprüche in die Empörung eines billigen besseren Gewissens ausweicht. Dabei ist das Gewissen von Herrn Hoffmann-Axthelm umso uninteressanter, als er mit seinen hinterhältigen Kalauern zu verstehen gibt, daß die anstehenden „Probleme“, nämlich Widersprüche zwischen den sachlichen und den politischen Seiten mehr oder weniger jeder Arbeit für das Leben der Menschen, ihn nicht betreffen. Damit wird Kritik zum Geschimpfe, Frage nach Verantwortung zur Denunziation. Dies ist vor allem deshalb auch unwürdig, weil dieses Heft inzwischen von H. K. nicht mehr gelesen, den Behauptungen und Interpretationen nicht mehr entgegnet werden kann. Über den guten Geschmack solcher Art von Nachrufen wurde ja in Deutschland vor einigen Jahren intensiv genug diskutiert.

Ihr Rudolf zur Lippe

Sehr geehrter Herr Kuhnert,

Ich möchte mich nochmals bedanken, daß Sie aufgrund meines telef. Anrufs mir umgehend das Kükelhausheft zugesandt haben. Nun möchte ich mich äußern über den Aufsatz (S. 56) „Brauchbare Sinnlichkeit“ von Dieter Hoffmann-Axthelm. Meine erste Frage: wie alt (oder sicher wie jung) ist der Autor?

Und dann: wer ist bloß dieser Dieter Hoffmann-Axthelm? Mein Mann war Dr. Voigt, der Verleger von „Werde Tischler“ – „Urzahl und Gebärde“ – „Deutsche Warenkunde“ – „Wort des Johannes“ etc. pp. und deshalb treffen uns (ich beziehe mich durchaus ein) solche Unterstellungen, wie Kükelhaus war ein liebevoller Spinner, den die Nazis zu brauchen verstanden ... „furchtbare Harmlosigkeit und Liebe zur Sache für d. Nazi-Deutschland...“ „Yin und Yang... in entwerfender Offenheit das Propagandarezept der Nazis...“ „als Handwerksfunktionär hat er (K.) die Handwerker an die Kriegsproduktion der NS verraten ... das ist eine ungeheuerliche Behauptung von Hoffmann!“

Weiter: Kükelhaus hätte alles aus zweiter Hand. Er (K.) hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß andere ihm Erkenntnisse vermittelt haben, und er hat seine Quellen immer wieder genannt – „Mit ermüdender Eintönigkeit“ (darüber hätte nun Kükelhaus gelacht – „meine Gebetsmühle“, hätte er gesagt: om mane padme hum ... Das war seine Taktik, Methode, vielleicht doch „Botschaft“? Was soll ich noch schreiben? Vom Freundeskreis? Der Männer und Frauen d. 20. Juli?

Weiß Herr Hoffmann-Axthelm das alles nicht?

Wir sind zutiefst gekränkt – wie ich auch von Frau Kükelhaus weiß.

Aber es lohnt wohl nicht, diesem Aufsatz voller Häme noch mehr Aufmerksamkeit zu schenken – nur so ein Wortpaar in diesem Zusammenhang „Naturgeheimnis und Kriegswirtschaft“ zeigt die Unkenntnis des Autors über die damalige Zeit.

Sie mögen diesen Brief dem Autor zuleiten oder auch nicht – ich mußte einfach schreiben!

Maria Voigt

Sehr geehrter Herr Kuhnert,

Es ehrt Ihre Zeitschrift, daß sie sich mit so besonderen Menschen und Könnern, wie Emil Steffann und Hugo Kükelhaus, befaßt. Druck und Typographie gefallen mir bei diesem Heft, die Seiten 20–23, Schwarz-Weiß-Wiedergaben von Schrift und Zeichnung Hugo Kükelhaus' sind schön. Mit dem Umschlagbild tat ich mich schon schwerer und überlegte wie Hugo Kükelhaus wohl darauf reagieren würde. Ich komme darauf zurück. Die Kükelhaus-Texte sprechen für sich selbst – jeder muß sie nach seinem Vermögen erarbeiten. Sicher ist es in einem solchen Falle das Beste, die Person, die man vorstellen will, selbst sprechen zu lassen – es sei denn, man habe kongeniale, durch und durch wohlunterrichtete, verantwortungsbewußte Kommentatoren.

Im Gespräch „Haus Graubner“ S. 24, wird das ganze wunderbare letzte Werk von Hugo Kükelhaus, für ihn eine Krönung seines Schaffens, liebevoll, in vielen Einzelheiten, wie er es wünschte, dargestellt. Die Voraussetzungen, die H. K. für den Bau vorfand, waren nahezu ideal, in der Landschaft, in dem reichen Holzvorrat und der Aufnahmebereitschaft des Bauherren und der meisten Handwerker. Ein Haus „nur vom Reissbrett“ gibt es natürlich nicht. Wer die Arbeiten von H. K. über viele Jahrzehnte kennt und den Ablauf des Projektes Herrschend von Anfang an verfolgt hat, wie ich, weiß, wie der Gesamtentwurf sowie jede Einzelheit, aber auch jede noch so kleine, in Form und Farbe, von Kükelhaus stammt – innen und außen – selbstverständlich, wie immer, in ständigem Austausch mit dem Bauherrn und den Handwerkern. Aus dem Fundament seines handwerklichen Könnens war seine Treffsicherheit und Exaktheit in Detailzeichnungen und Anweisungen an Handwerker sehenswert und wurde mir wieder vor Ort von Leuten vom Bau bestätigt. Die theoretischen Hintergründe im Gespräch stammen natürlich ebenfalls aus dem Munde von Hugo Kükelhaus – man kann sie nachlesen. Das ist gut so – es wird eines hohen Grades eigener Verarbeitung des Gelernten bedürfen, um die von Kükelhaus noch in seinem letzten Seminar am 30. 9. 84 skizzierten gemeinsamen Pläne der Zukunft zu verwirklichen. Vermutlich bedarf es großer Souveränität, die Dinge beim Namen zu nennen, z. B. das Werk ein „Kükelhaus Graubner“ zu nennen, wie eine Zeitung in richtiger Erkenntnis es tat. Das würde den Schülern ehren.

Wenn nach dem bewundernswerten knappen, engagierten Beitrag von Rudolf zur Lippe die Kükelhauswürdigung endete, könnten wir Ihnen dankbar sein. Nun aber beginnt das Verhängnis in der Gestalt

der Arbeit von Dieter Hoffmann-Axhelm. Es ist fraglich, ob man einer solchen kaputtigen Sprache gegenüber über ein Phänomen Kükelhaus sprechen kann, der ein Meister der Sprache war – als Basis seines Lebens und Wirkens. Der Autor vermutet richtig, daß der Begriff „Sinnlichkeit“ in der Artikelüberschrift in Verbindung mit Kükelhaus ein Mißverständnis – oder zumindest mißverständlich – ist. Daß aber nahezu jedes Wort von H.-A. ein Mißverständnis birgt, könnte nur offenbart werden, wenn man jedes gerade-rückt.

„Sinnlichkeit“ hier leitet sich vermutlich ab von Sinnhaftigkeit, d. h. Übung und Gebrauch aller unserer Sinne zu jedem Werk, zu einem vollen menschlichen Leben überhaupt. *Darauf zielen alle Lebensüberlegungen, alle immer neuen Wege Hugo Kükelhaus': auf ein voll gelebtes Leben, das jeder in sich selbst erzeugt. Die Genauigkeit des Handwerkers verbietet Gefühlsduselei, Hochstilisieren zur Heilslehre oder zum Guru. Noch in den letzten Monaten erlebte ich, wie H. K. vor einer Vorlesung sofort und energisch reagierte, als man faulen Zauber um ihn treiben wollte: „Ich mache kein Theater!“*

H. K. „fand nicht erst im Alter seine Resonanz wieder“, wie H.-A. zu wissen meint, sondern war über alle Jahrzehnte des langen Lebens in gleicher Intensität schöpferisch tätig. Wo er erschien, hinterließ er starke Wirkung und Einflußbereiche und Werke überall. Vieles ist uns heute selbstverständlich, was er unermüdlich gelehrt hat – vieles ist nur von wenigen umgesetzt worden und harret noch der Übertragung ins Allgemeine. Das ist Aufgabe derer, die Kükelhaus nach seinem Tode vorstellen wollen: Seine ungezählten Hinweise zu verdeutlichen.

Der Verfasser des Artikels hat noch nicht einmal die Spitze des Eisbergs des Kükelhaus'schen Gesamtwerkes gesehen, geschweige denn erkannt. Wenn er „Eintönigkeit“ zu finden glaubt in diesen so farbigen Daseinsäußerungen oder „Durcheinander“ in der wohldurchdachten Fülle, dann hat er eben weder gelesen noch begriffen. Wenn jemand meint, daß bei H. K. „etwas zu hohlen“ sei, der lese die Antwort aus seinen Schriften. „Es gibt bei mir nichts zu hohlen, es sei denn, du erzeugst es selbst“ – so ähnlich ist die immerwiederkehrende Antwort. Und „Alles ist schon gesagt worden“, „Ich bringe nichts Neues“, hätte der Autor hören und lesen können, wenn er so besorgt um die „Botschaft aus zweiter Hand“ ist. Die Einmaligkeit der Person und des Werkes Hugo Kükelhaus' wird sich in der Folge denen eröffnen, die sie zu fassen fähig sind. Seine „Quellen“ hat H. K. immer genannt in Büchern, Schriften und bei Vorträgen: „Schreibt euch die Namen auf!“. Ihm war die Überlegenheit eigen, Können und Größe zu bewundern und überall auf sie aufmerksam zu machen – bis zur Selbstverleugnung. „Balance“ ist keine Unentschiedenheit, sondern Entscheidung dazu Gegensätze in sich auszutragen, u. s. w., u. s. w. – Wort für Wort mißverstanden –

Was aber nicht mehr mit Mißverständnis zu entschuldigen ist, sondern an Fahrlässigkeit grenzt, ist,

daß der Autor seine eigenen Überlegungen über „Vergangenheitsbewältigung“ ausgerechnet am ungeeignetsten Objekt, nämlich Hugo Kükelhaus, festmacht. Rudolf zur Lippe schließt seinen Rückblick dahin mit der Feststellung: Hugo Kükelhaus schloß sich dem Kreis des Widerstandes an. So und nicht anders sind die Tatsachen. Wer die Jahre 1933–45 nicht miterlebt hat, kann nur mitsprechen nach gründlichem Studium des Widerstandes, der Immigration. Oder er muß über längere Zeit in einer der heutigen Diktaturen leben, sie am eigenen Leibe spüren und die Menschen dort beobachten, die leben, lieben, lachen, arbeiten. Kükelhaus ist weder in eine Ideologie, noch in eine Zeitströmung zu pressen – wie Goethe nicht, sein großes Vorbild. Ehe man solche Worte drucken läßt sollte man sorgfältig recherchieren. An dieser Stelle sah ich mir das Umschlagbild des Heftes nochmals an. Nun schien es mir leider, vielleicht unbewußt, auf einen Teil des Inhaltes hinzuweisen: Die klaren Züge des Verstorbenen und seine außergewöhnliche Handschrift wurden verwischt, „verfremdet“.

Schade, Herr Kuhnert, um Ihr schönes Heft und um das Andenken Hugo Kükelhaus'.

Annemarie Barth

PS:

Nachzutragen wäre: *Albert* (nicht Alfred) *Renger-Patzsch* lebte zuletzt und starb 1966 in Wamel am Möhnesee. Zu gleicher Zeit lebte dort Hugo Kükelhaus, in enger Verbindung mit ihm.

Werner Lindner lebte zuletzt und starb (so viel ich weiß) in Hermannsburg. Schade ist, daß auf Seite 58 – ohne Kennzeichnung – in der zweiten Spalte ein neuer Aufsatz beginnt. Das macht die Verwirrung noch vollständiger.

Das entwickelte Bewußtsein allein genügt heute nicht mehr Anmerkungen zur „Grundrißkritik“ in 79 ARCH⁺

Alle Beiträge unter dieser Rubrik im letzten ARCH⁺-Heft wurden von Frauen geschrieben, sie versprachen, entweder den „frauenspezifischen Belangen in der Architektur“ auf die Spur zu kommen, oder den „Erfahrungen mit Kindern und ihren täglichen erfahrenen Einschränkungen“ im Sozialen Wohnungsbau Alternativen gegenüberzustellen. Beide Fragen sind übrigens nicht nur aus frauenspezifischer Sicht aufregend und wichtig. Besonders schade deshalb, daß bei den Antworten so wenig herausgekommen ist.

Was Nikolaus Kuhnert in seinem Editorial vorsichtig als die anspruchsvollen Aufgaben einer neuen Raumidee im (sozialen) Wohnungsbau vorzeichnet, nämlich Sinnenfreude in der Architektur und Ort für soziales Leben in Gemeinschaften *in einem* zu bieten, verdrängt sich in der Rubrik „Grundrißkritik“ zu einer oberflächlichen Mäkelei über Steckdosenanordnung und Schrankwandstellflächen, die auch ein pensionierter Bauaufsichtsbeamter nicht DIN-gerechter hätte formulieren können. Dabei sind es doch aber weiß Gott nicht fehlende Gästeioiletten und rechts anschlagende Türen, die Kritik am

Grundriß herausfordern könnten, sondern Positionen und architektonisch-kulturelle Haltungen, die wieder traditionelle Wertvorstellungen massiv in die Grundrißdisposition einbringen. Für diese Tendenz stehen in 79 ARCH⁺ stellvertretend die Arbeiten von Rob Krier und Rudolf Link, aber auch von Heinz Bienefeld, wobei insbesondere die Beiträge von Rob Krier zur Architektur- und Städtebaudiskussion so umstritten wie seit Jahren bekannt sind. Was sich mit diesem Architekturverständnis – vermittelt über das Medium auch als gesellschaftliche, soziale Perspektive – andeutet, ist durchaus ambivalent zu sehen. Diese Position aber überhaupt nicht zur Kenntnis zu nehmen, ist schlicht ignorant und deshalb gefährlich.

Selbst wenn von dieser grundsätzlichen Auslassung einmal abgesehen wird, bleibt unklar, wo Christiane Heidenreich und Karin Winterer in ihrer Kritik der Krierschen Torhäuser in der Ritterstraße die frauenspezifischen Belange einbringen. Hätte doch hier etwa das Verhältnis von Wohnhalle und Labor-küche genug Stoff geboten, um über rollenspezifische Raumorganisation und denkbare Wandlungen zu phantasieren. Wie spannend wäre es gewesen, über Sinn oder Unsinn eines zentralen, familienbezogenen kollektiven Raumes nachzudenken: Schafft die heute durchschnittliche oder eine zukünftig denkbare Organisation des sozialen Lebens im Alltag eines wie auch immer gearteten Familienverbandes das Bedürfnis nach solchen Räumen? Wenn ja, wie müßten diese definiert sein, welchen Nutzungen dienen, welche Hausarbeitstätigkeiten ermöglichen? Bietet anstelle des repräsentativen Salons möglicherweise die Wohnküche den normalen, sozial angemesseneren Rahmen? Das hätte interessiert und nicht das subjektive Urteil, daß ein einsehbarer Eßplatz „Zwang zur Ordnung“ (Was heißt das am Tisch überhaupt?) schafft.

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß so zentrale Fragen der Disziplin wie die städtebauliche Betrachtung von Architektur, die Wiederentdeckung des öffentlichen Stadtraums als notwendiges Pendant zum privaten Wohnraum, ja, auch die Organisation des Grundrisses nach dem Prinzip der Halle mancherorts nur deshalb wütende Kassandrarufer auslösen, weil sie von den „Falschen“ wiederentdeckt und in die Diskussion gebracht worden sind. Mögliche Folge solchen Rigorismus ist der zunehmende Rückzug aus der (gestalterischen) Verantwortung. Aus dem Text von Veronika Keckstein: „Der theoretisch-soziologische Teil stellte sich als ein spannendes und mühsames Unterfangen mit langen, engagierten Diskussionen heraus ... Aus unserer Analyse (...) entwickelten wir einen Katalog von konkreten Forderungen und Entwurfskriterien für die Umsetzung von baulich-räumlichen Zusammenhängen ... Die Grundrißanalysen sollten (...) eine kritische Einstellung zu Wohnungssituationen vermitteln und diese Einstellungen begründen helfen.“ Dieses Papier lese man gleich nochmal: Kein Wort vom eigenen (alternativen?) Entwurf, von sozialen und architektonischen Utopien, denen Gestalt gegeben werden soll, kein



Armin Fuchs; aus: Bannell 18, 1985

Wort vom Eingreifen und Bessermachen. Das steht für Lehre an Hochschulen? Wir brauchen doch wirklich keine sozialwissenschaftlichen geschulten Bürokraten, die außerdem noch zu ihrer (im übrigen: unproduktiven) Berufsausübung auf jene Berufskollegen, die Häuser bauen, angewiesen sind. Wir brauchen viele bewußte Architekten, die im tiefen Ernst sozialer Verantwortung gestalterische Fähigkeiten erwerben konnten und die bereit sind, immer abgegrenzt, mit Lust an der demokratischen und ästhetischen Reform des Wohnens zu arbeiten. Die bereit sind, im wirklichen Leben, in ihrem Beruf, die Veränderung der Baupraxis Stück für Stück durchzusetzen – selbst, wenn sie dabei Fehler machen. Der Weg, alle Entscheidungsmacht den Betroffenen und alle Planungsgrundlagen der wackeligen sozialwissenschaftlichen Empirie zu überlassen, kratzt doch allzu leicht am Selbstbewußtsein und verstellt den Weg zu eigener Kreativität.

So darf es dann auch niemand mehr wundern, wenn heute, anders als vor gut zehn Jahren, die Anstöße für Diskussionen, die Versuche, eingefahrene Denkschemata und Lehrmeinungen aufzubrechen, die Offenheit für gestalterische und soziale Utopien oft – mit allen zwangsläufigen Fehlern – immer mehr bei jenen Architekten und Städtebauern anzutreffen sind, die arrogant als ästhetische Formalisten abgewertet wurden (und werden). Die politischen und sozialen Basisbewegungen hingegen zeigen sich auf diesen Feldern immer defensiver, manchmal sogar schon fast paralysiert in der Durchhalteparole, scheinbar errungene Positionen verteidigen zu müssen und in der irrigen Annahme, dieses zu können, ohne immer wieder neu nach ihrer Tragfähigkeit und ihren Erweiterungsmöglichkeiten zu fragen.

„Die Phantasie an die Macht“ war einmal der Schlachtruf der kritischen Intellektuellen; für und nicht gegen etwas einzutreten war immer schon die notwendige Begründung des Anspruchs auf produktive Veränderung. Das Auseinanderfallen von politischer und ästhetischer Avantgarde, wie wir es immer zugespitzter erleben, hat durchaus seine historischen Parallelen, und bisher war stets die Folge, daß zuerst die unbequemen, nämlich die demokratischen und emanzipatorischen Anteile beiseite geschoben und unterdrückt wurden. Deshalb muß es heute gerade im Interesse der sozialen Basisbewegungen sein, den Dialog im Bereich von Architektur und Städtebau dort zu suchen, wo Berührungspunkte möglich scheinen und die Auseinandersetzung nicht mit dem Ziel des Rechtbehal-

tens, sondern mit dem Ziel der Versöhnung zu suchen. Eines dieser möglichen Diskussionsfelder ist die Frage nach der Organisation der Wohnung, nach dem Grundriß. Doch dabei gerät das Beharren auf dem selbstdefinierten Gebrauchswert zur Floskel, wenn nicht der stadträumliche Kontext, sondern endlich auch – und das scheint nach wie vor Satanswerk zu sein – die

Ästhetik der Architektur als Teil des Gebrauchswerts akzeptiert werden. Die Frage nach dem städtebaulichen Leitbild und nach der äußeren Gestalt der Fassade drängt sich bei dem von Gunhild Riemann gezeichneten Bild eines „Familiengerechten Grundrisses“ so deutlich auf, daß hier ein Wegschauen nicht mehr hilft.

Felix Zwoch

In eigener Sache:

Gruppe „Kunst sozialer Architektur“

ARCH⁺ hatte zur Vorbereitung einer (informellen) Gruppe „Kunst sozialer Architektur“ aufgerufen – und es gingen viele Adressen ein. Auf diesem Weg nun einige Hinweise auf Geschehenes.

Ende Februar gab es innerhalb der Tagung zur Denkschrift der Ev. Kirche „Die menschliche Stadt“ in der Ev. Akademie Loccum u. a. einen Arbeitskreis „Kunst sozialer Architektur“ (mit Vargas, Laser, Günter, Kuhnert u. a.). Er sollte die Gruppe weder gründen noch vorbereiten, sondern in der Diskussion lediglich die Sensibilisierung testen. Wie nicht anders zu erwarten, wurde ein breites Spektrum von Meinungen deutlich, aus dem für uns vor allem wichtig war, herauszufinden, welche Bedeutung das Thema hat und ob es Chancen findet, Menschen zu engagieren.

Mit der Kulturpolitischen Gesellschaft, deren Präsident Olaf Schwencke (Loccum) ist, fand ein Gespräch darüber statt, im Rahmen ihrer Infrastruktur zu arbeiten (Anerkennung als gemeinnütziger Verein, Spenden, Tagungszuschüsse etc.), auch in Form einer informellen Gruppe d. h. ohne Mitgliedschaft in ihr. Die Perspektive ist positiv.

Wir suchen nun einen interessierten Menschen, als eine Art Sekretär der Gruppe tätig zu sein. Da wir über keinerlei Mittel verfügen, kann nur eine vielfältig interessante Ehre

geboten werden. Für Unkosten müssen wir sammeln.

Wie sich nun die weitere Arbeit gestaltet, hängt von allen ab, die mitarbeiten möchten. Intellektuelles und emotionales Forum sollen zweis bis dreimal im Jahr zwei- bis dreitägige Tagungen sein, für die Hochschulen bereits Räume angeboten haben. Die Vorträge oder Präsentationen derer, die dazu Lust haben und uns ihr Thema ankündigen, sollten davon ausgehen, daß diese Zusammenkünfte keine Propädeutik sein dürfen, sondern für alle so etwas wie Advanced Studies das heißt gleichberechtigtes Weiterlernen oberhalb der Ebene gewöhnlicher Tagungen.

Die Initiatoren wünschen sich und allen eine angelsächsische (nicht amerikanische) Umgangsweise miteinander, in der nicht konkurriert wird und das Lernen vom anderen im Vordergrund steht.

Als Tagungsorte bieten sich Hannover, Aachen, Gießen und Bielefeld an. Wir fassen eine erste Zusammenkunft für den frühen Herbst ins Auge.

Weitere Adressen sind willkommen, ferner Vorschläge und Angebote zur Mitarbeit, in welcher Weise auch immer. Und die Mitteilung von Themen.

Roland Günter
(Im Namen der Redaktion)

Noch einmal zur documenta urbana

Sie schien schon wieder vergessen – die Kasseler „Mustersiedlung“ für das Bauen der 80er Jahre. Doch im IBA-Berichtsjahr '84 bleibt nichts ungezeigt. Die letzte Etappe des Ausstellungs-marathons in der Akademie der Künste (Wohnen in den Städten? Arbeitsgruppe Spengelin; vom 2. 12. 84 bis 20. 1. 85) präsentiert neben vielen anderen Siedlungs-„Marksteinen“ auch einige wenige

isolierte Facetten der documenta urbana. Wir wollen diese Gelegenheit wahrnehmen, noch einige kritische Kommentare zu der Kasseler Siedlung vorzustellen, die uns nach der Veröffentlichung des Artikels „Ein Fest der Dekorateure?“ von Rainer F. Winkel in 68 ARCH⁺ erreicht haben.

Die Redaktion

Zu 78 ARCH⁺ bleibt noch nachzutragen:

Das Haus Graubner wurde 1984 fertiggestellt. Es befindet sich in 7881 Herrischried 4, Quellenweg 1. Unter der gleichen Adresse ist auch Wolfgang Graubner zu erreichen. Der Beitrag von Hugo Kükelhaus, Zur Gründung einer neuen Heimat erschien 1936 in den Schriften zur Heimatkunde und Heimatpflege 1, Niederberg.

In 79 ARCH⁺ wurde irrtümlich auf die Labyrinth-Ausstellung, die ursprünglich am 2. März im Münchner Haus der Kunst eröffnet werden sollte, hingewiesen. Diese Ausstellung mußte verschoben werden, wovon wir erste Kenntnis erhielten, als das Heft schon fertig zum Ausliefern war. Wir werden den späteren Ausstellungstermin rechtzeitig ankündigen und bitten um Entschuldigung.

Wir wollen unseren Service für nicht so leicht zugängliche Fachliteratur (Produkte von Selbstverlagen, kleinen Verlagen, Universitätspublikationen usw.) verbessern. Bitte schicken uns jeweils ein (kostenloses) Probeexemplar entsprechender Veröffentlichungen zu! Wichtig ist auch die Angabe der Bestelladresse und des Preises! Wir garantieren, daß jedes uns zugestellte Probeexemplar kostenlos in unserer Literatur-Wiese aufgeführt wird, behalten uns allerdings das Recht vor, auch einmal einen Kurzkommentar anzuhängen. Belegexemplare können nicht zugesandt werden. Sendungen unter dem Kennwort Literatur-Wiese bitte an Harald Bodenschatz, Pariser Str. 52, 1000 Berlin 15.

Bernd Streich: *Simulation von Stadtgestalt unter besonderer Berücksichtigung des Computereinsatzes*. 1983. 317 Seiten. Erhältlich beim Dortmunder Vertrieb für Bau- und Planungsliteratur, Gutenbergstr. 49, 46 Dortmund 1.

Hauptziel der Arbeit ist es, „den Stellenwert digitaler Rechenautomaten bei der Simulation von Stadtgestalt zu bestimmen“.

Monika Thomas, Andrea Geister: *Konturen einer ‚Neuen Heimat‘. Wohnportrait einer Häusergemeinschaft*. Hannover 1984. 160 Seiten. Für 14,50 DM erhältlich am Institut für Architektur- und Planungstheorie, Universität Hannover, Schloßwenderstr. 1, 3 Hannover 1.

Diese überarbeitete Diplomarbeit analysiert die Nutzung einer kleinen Siedlung in Hamburg-Lurup und dokumentiert „in vielen kleinen thematisierten Erlebniswelten“ das Wohnen und Zusammenleben von 38 Menschen in dieser 1981 fertiggestellten Häusergemeinschaft.

Thomas Rommelspacher: *Wenn wir richtig zusammenarbeiten, dann entsteht eine Macht. Zecheninitiativen im Ruhrgebiet 1974-1981: Struktur und Perspektiven in einem regionalen Mieterkampf*. Gerneral Verlag. Bochum 1984. 111 Seiten.

Th. Rommelspacher hat als Soziologe und Stadtplaner die Gelsenkirchener Bürgerinitiative „Flöz Dikbank“ und die „Arbeitsgemeinschaft der Arbeitersiedlungsinitiativen im Ruhrgebiet“ beraten.

Internationale Bauausstellung: *Bau- steine zur Selbsthilfe*:

* *Badeinbau*. 111 Seiten. 1984.

* *Sanierung von Holzbalkendecken*. 56 Seiten. 1983.

* *Versicherungen*. 88 Seiten. 1984.

Die Themen „Sanierung von Holzbalkendecken“ und „Badeinbau“ können durch Videobänder (VHS) begleitend erläutert werden. Diese Bänder sind bei der IBA kostenlos auszuleihen oder für 74,90 DM zu erwerben. Die reichhaltig illustrierten, informativen Broschüren erscheinen in überarbeiteter und erweiterter Form im April beim Verlag Ernst & Sohn.

Jochen Korfmacher: *Städterneuerung in London. Bewohnerwiderstand und lokale Wohnungsgenossenschaften*. Arbeitshefte des ISR der TU Berlin. 1984. 246 Seiten. 21 DM. Vertrieb: UB der TU Berlin – Abt. Publikationen –, Straße des 17. Juni 135, 1000 Berlin 12.

Die Dissertation von J.K. analysiert „die Rolle lokaler Wohnungsgenossenschaften in der Stadterneuerung in London im Kontext ihrer politischen und sozialen Entstehungsbedingungen“.

Triolog. *Zeitschrift für das Planen und Bauen in der Dritten Welt*. Abo-Preis für 4 Ausgaben: 24 DM (Studenten), 32 DM.

Die Nr. 4 dieser neuen Zeitschrift hat zum Thema: „Häuser der Revolution“ (Berichte u.a. aus Cuba, Chile, Algerien, VR Angola, Moçambique, VR China, Nicaragua).

Holzschutz, Anleitung und Hinweise für Heimwerker. 1984. Ill. Broschüre mit 24 Seiten. 3 DM zuzüglich Porto und Versandkosten. Erhältlich bei der Arbeitsgemeinschaft Wohnberatung e.V., Geschäftsstelle, Heilsbacherstr. 20, 53 Bonn 1

Wolfgang Niess: *Volkshäuser, Freizeithäuser, Kommunikationszentren. Zum Wandel kultureller Infrastruktur sozialer Bewegungen. Beispiele aus deutschen Städten von 1848 bis 1984*. 450 Seiten. 18 DM. Erhältlich bei der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V., Stirnband 10 (Hohenhof), 58 Hagen 1.

Ansichten der Stadt. Heft 14 der „Zeitschrift für literarische Sozialisation: Literatur & Erfahrung“. Einzelheft 8,50 DM. Oktober 1984, 80 Seiten. Kontaktadresse: G. Schmelz, Duisburger Str. 16, 1 Berlin 15.

Enthält u.a. den Aufsatz von H. und M. Hinz: Haussmann lesen – Zur Diskussion um die Moderne.

Revitalizing Glasgow. Broschüre (in deutscher Sprache) der gleichnamigen Ausstellung im Rahmen der IBA von D. MacLennan, H.P. Richter und D. Robertson. 1984. 31 Seiten.

Franz Kluck, Ulrich Wienkötter: *Kindergarten*. Essen 1983. 123 Seiten. 16,50 DM. Erhältlich bei Prof. R. Johannes, c/o Universität Essen GH, Postfach 103764, 4300 Essen 1. Studienarbeit im Rahmen der Lehrveranstaltung „Methodisches Entwerfen“.

Gezeiten. Archiv regionaler Lebenswelten zwischen Ems und Elbe. Diese neue Zeitschrift erscheint 2-3 mal im Jahr. Abo-Preis für drei Hefte: 20 DM. Erhältlich bei der Arbeitsgruppe Sozialer Wandel, Universität Oldenburg, FB 3, Postfach 2503, 2900 Oldenburg.

Themen des Heftes 3 (112 Seiten): u.a. „Zukunft der Arbeit“, „Umwelt“. Themen des Heftes 4 (120 Seiten): u.a. „Dorfleben zwischen gestern und heute“, „Kulturgeschichte“.

K. Friedhelm Fischer. *Canberra: Myths and Models. Forces at Work in the Formation of the Australian Capital*. Institute of Asian Affairs. Hamburg 1984. 170 DIN-A4-Seiten. 45 Photographien, 61 Karten + Diagramme. Erhältlich bei F. Fischer, Korverweg 24, 2 Hamburg 74. DM 42,-.

Eine kritische stadtbaugeschichtliche Analyse der „Reißbrett“-Hauptstadt Australiens. Das Buch untersucht 80 Jahre Stadtentwicklung vor dem Hintergrund westlicher Planungs-ideologien.